

Nach **35** Jahren
erinnern durch



Grenzgeschichten
von h \ddot{u} ben und dr \ddot{u} ben

Unser Titelfoto zeigt den Bau der Berliner Mauer. Hier wird das Hauptportal der neugotischen Versöhnungskirche zugemauert. Den Westberliner Gemeindemitgliedern war damit der Zutritt verwehrt. Ab Oktober 1961 durften auch Ostberliner nicht mehr in ihre Kirche, weil sie sich im Todesstreifen befand. Im Januar 1985 erfolgte auf Veranlassung der DDR-Regierung die Sprengung des Gebäudes.

"Irgendwann erinnert sich keiner mehr"

Ja, so wird es sein. Bereits jetzt gibt es mehr als eine ganze Generation, für die sie keine Rolle mehr spielt: Die Mauer. Dieses furchtbare Bauwerk, das Familien auseinander riss, Lebenspläne begrub, Gewohntes unmöglich machte.

Sie, die Mauer, durchdrang den Alltag von Millionen Menschen in Ost und West, hüben und drüben. Bis sie zu Fall gebracht wurde. Friedlich. Und der Zukunft neue Möglichkeiten eröffnete.

All diese Alltagsgeschichten sollen bewahrt werden, denn sie sind Teil unserer Identität - der Identität derer, die an diesem Büchlein mitgewirkt haben: Männer und Frauen, die jetzt in den Kirchengemeinden des Berliner Umlands, der ehemaligen DDR und dem ehemaligen Westberlin wohnen.

Sie haben sich getroffen, gemeinsam erzählt, gelacht, getrauert, gestaunt. Sie haben die Schätze der Erinnerungen zusammengetragen. Und vergessen wir nicht:

Menschen schreiben Geschichten. Menschen schreiben Geschichte!

Inhalt	Seite
Deutsche Geschichten aus Berlin und dem Umland bis 1961	3
Zeitzeugenerinnerungen um den 13. August 1961	8
Erlebnisse an deutschen und anderen Grenzen	16
Bänder der Hilfe einst, jetzt und hoffentlich weiterhin	22
Patenschaften über Grenzen hinweg	24
Zeitzeugenberichte ab November 1989	27
Geschichten zur Grenze bei Lichtenrade/Mahlow	38
Mauerfall-Gedenken	41

Deutsche Geschichten aus Berlin und dem Umland bis 1961

Das „normale“ Leben für Kinder zwischen hüben und drüben

Viele Lichtenrader Kinder, also Westberliner, bekamen Schwimmunterricht in der ehemaligen Tongrube in Mahlow, also in der DDR. Bademeister Alfred Grasnick hatte sie gepachtet und ließ eine kleine Badeanstalt mit Nichtschwimmer-/Schwimmerbereich, 3m- und 5m-Sprungturm bauen. Irgendwann in den 80-er Jahren hatten die hölzernen Anlagen ausgedient, wurden abgerissen. Der See existiert noch immer, vielleicht mit etwas weniger Wasser als damals. Er wird von Bade-/Sonnengästen besucht, die sich in dem Restaurant daneben stärken oder in der Pension übernachten können.



Südlich von Berlin-Lichtenrade führte ab 1952 zunächst nur die Blankenfelder Karl-Liebnecht-Oberschule zum Abitur. Ein Gymnasium mit etwas höherem Niveau lag in Lichtenrade. Es konnte mit der S-Bahn gut von Schülern aus dem DDR-Umland erreicht werden. Täglich waren etwa 10-12 Blankenfelder Schüler dorthin unterwegs.

Anfang der 60-er Jahre spitzte sich die Lage für diese „Grenzgänger-Schüler“ ebenso zu, wie für die DDR-Arbeitnehmer, die in Westberlin ihr Geld verdienten. Ein Mitschüler aus

Blankenfelde ließ aus diesem Grund seine Schulsachen stets im Gymnasium. Wurde er bei einer Kontrolle am S-Bahnhof Mahlow gefragt, wohin er fährt, antwortete er: „Zu meiner Arbeitsstelle in Ostberlin“. An einem Wintertag wollte der Zufall, dass er eine Klausur mit Bestnote bei sich trug, um sie stolz seinen Eltern zu zeigen. Ein Kontrolleur holte ihn aus der S-Bahn und schickte ihn in ein kleines „Warte-Kabuff“. Damit der Kontrolleur nicht herausbekam, dass er Schüler eines Westberliner Gymnasiums war, ließ er diese besondere Klausur schnell im kleinen beheizten Kanonenofen verschwinden. Die Note dafür stand ja im Klassenbuch seiner Schule, aber er konnte seinen Eltern nur noch verbal von seinem Klausurerfolg berichten.

Grenzgänger

Eine Lehrstelle als Starkstromelektriker suchte ich 1955 in Falkensee vergebens. Mit der Genehmigung vom Rat des Kreises Nauen durfte ich „ausnahmsweise“ meine Lehrzeit bei Siemens in Westberlin absolvieren. Ich war also wie ca. 60.000 andere Berufstätige ein „West-Grenzgänger“. Uns wurden 90% des Einkommens in Mark der DDR ausgezahlt, der Rest in DM-West. Dadurch konnten wir minimal vom besseren westlichen Warenangebot profitieren.

Anfang der 60-er Jahre setzte eine zunehmende Diskriminierung gegen die Arbeit von DDR-Bürgern in Westberlin ein. Wir wurden zu Gesprächen vorgeladen und mit Schriften unter Druck gesetzt, um unsere Arbeitsstellen aufzulösen und den Sozialismus in der DDR zu stärken. Mein Dienstverhältnis bei Siemens wurde durch den Bau der Mauer beendet. Die arbeitsmäßige Bestrafung und Ausgrenzung unserer großen Gruppe von Arbeitnehmern hielt noch monatelang an. Nur diejenigen waren gut dran, die sich kurz vor dem 13. August 1961 nach einer Arbeitsstelle auf DDR-Gebiet umgesehen hatten. Das hatte ich getan und so bekam ich in meinem Beruf eine Anstellung „auf Probe“ in Hennigsdorf.

Siegfried

Tantchens Traum

Etwa 1957. Ich habe keine Erinnerung, wie lange wir auf dem Endbahnhof der S-Bahn in Falkensee von bewaffneten Sowjetsoldaten „empfangen“ wurden. Später übernahmen Transportpolizisten (Trapos) und DDR-Zollbeamte diese Kontrollen. Kam die S-Bahn aus Westberlin über Spandau in Falkensee an, wurden alle Reisenden „gefilzt“. So sagte man

damals.

Unsere alte Tante hatte Geld angespart und zu einem hohen Wechselkurs in DM umgetauscht, um sich in Spandau warme Winterstiefel zu kaufen. Glücklicherweise, wie sie war, behielt sie diese gleich im Geschäft an. Aber sparsam, wie sie ebenfalls war, nahm sie ihre alten Schuhe wieder mit nach Hause. Die konnte man ja noch abtragen. Sie kam in die Kontrolle mit dem Ergebnis, dass ihre neuen Stiefel im Zollhäuschen blieben und sie mit ihren alten Schuhen nach Hause lief. Zusätzlich musste sie eine Geldstrafe für die illegale Einfuhr von Westwaren in die DDR bezahlen. Wir fragten uns damals oft, wo solche „eingekassierten“ Westprodukte landeten. Vielleicht in Geschäften für Regierungsangestellte? Kann die Frage mit der folgenden Geschichte beantwortet werden? *Hedi*

Roter Teddymantel

Ich hatte über einen Bekannten, der bei den Grenzkontrollen arbeitete, einen konfiszierten roten Damen-Teddymantel für stolze 200 Ostmark erworben. Was gab es an so einem kuschelig warmem Mantel auszusetzen? Außerdem sah er auffallend toll aus! Die DDR-Zöllner hatte ihn unter irgendeiner Begründung einer Dame aus dem Westen abgeknöpft.

Als ich mal wieder nach Westberlin reisen durfte, trug ich diesen Mantel. Auf dem Heimweg kam ich in die Kontrolle. Die Zöllner waren der Meinung, ich hätte den Mantel gerade in Westberlin gekauft und würde ihn illegal in die DDR einführen. Aber da platzte mir der Kragen: „Diesen Mantel habe ich für teure DDR-Mark einem von eurer Truppe abgekauft, der ihn wahrscheinlich einer West-Dame abgenommen hat. Noch einmal bekommt ihr ihn nicht.“ So durfte ich meine Fahrt als „roter Teddy“ fortsetzen.

Der Handschuh

Mit der S-Bahn kam ich aus Lichtenrade. Ich hatte die letzten West-Groschen in meinem Handschuh versteckt, der neben mir auf dem Sitz lag. Man durfte doch kein Westgeld in die DDR einführen. Vielleicht war ich etwas unruhig und der Kontrolleur bemerkte das. Er fand das Geld im Handschuh und beauftragte mich, in Mahlow zur Sparkasse zu gehen und die West-Groschen in DDR-Geld umzutauschen. Die dafür erhaltene Bescheinigung musste ich an der Kontrollstelle Mahlow als Nachweis für den Umtausch vorlegen. Eigentlich viel Aufwand um fast nichts.

Hochzeitseinkauf

Berlin war in vier Sektoren eingeteilt. Wir lebten in Rangsdorf, außerhalb der Sektorengrenzen. Ich war verlobt. Wir planten unsere kirchliche Trauung für den Mai 1961. Für diesen schönen Anlass wollten wir uns passende Bekleidung besorgen. In Ostberlin gab es zwar einen Hochzeitsausstatter, aber für den brauchten wir von staatlicher Seite einen Bezugsschein und den bekamen wir als DDR-Bürger nicht. Also vollzogen wir unseren Einkauf in Westberlin. Auf der Heimfahrt mussten wir in Mahlow in die Zollkontrolle. Der Beamte fand in meiner Tasche einen Schuh. Natürlich wollte er wissen, wo der andere sei. Ich antwortete ihm, dieser Schuh wäre ein Geschenk, der zweite wäre schon bei meinen Eltern. Der Beamte diskutierte lange mit uns herum. Wütend gab er uns endlich den Schuh zurück und wir konnten weiterfahren. Durch diesen Trick kam ich zu meinen Brautschuh.

Die Drahtzaunstory

Zur Aufbesserung unserer Versorgung hielten wir Hühner. Die marschierten gern mal ins volkseigene Hinterland (Acker), um sich mit zusätzlichem Futter zu versorgen. Das war ja geradezu „staatsschädigend“. Es musste vernünftiger Drahtzaun her, aber den gab es nur in Westberlin. Ich kaufte eine Rolle und dachte, mit meiner Einkaufsbescheinigung als „Grenzgänger“ und meinem teilweisen Verdienst in Westmark bekäme ich den Zaun ohne Schwierigkeiten durch die Zollkontrolle in Mahlow. Denkste! Ich musste die Rolle beim Zoll abgeben, bekam eine Quittung und den Hinweis, dass ich den Zaun innerhalb von 14 Tagen vor Ort abholen könne. Dafür war ein Warenbegleitschein notwendig. Ich berichtete meinem Chef in Westberlin davon. Der gab mir frei, damit ich nun „von Pontius zu Pilatus“ rennen konnte, um den geforderten Schein zu besorgen. Immer neue Hürden wurden aufgebaut. Zum Schluss widersprach sich ein Mitarbeiter des Innen- und Außenhandels in Ostberlin so, dass er gezwungenermaßen den Schein ausstellen musste. Stolz ging ich zur Zollstation des Mahlower Bahnhofs. Obwohl noch keine 14 Tage vorbei waren, war mein Zaun in ein Lager nach Nieder-Hennigsdorf gebracht worden. Meine Suche führte mich vor Ort in verschiedene Lagerhallen, bis ich endlich meine Drahtzaunrolle wiederfand. Sie war verbeult und eigentlich viel zu schwer, um sie den langen Weg vom Lager bis zum S-Bahnhof Hennigsdorf zu tragen. Als Buße für die Ver-

unstaltung der Rolle, nach gemeinsamem Genuss meiner Westzigaretten und längerem Bitten fuhr mich ein Bediensteter zum Bahnhof. Das Verrückte an der Heimfahrt war, dass ich trotz der sichtbar über meiner Schulter getragenen Rolle weder bei der Kontrolle vor Westberlin, noch bei der Kontrolle in Mahlow nach meinem Warenbegleitschein gefragt wurde. Das ist ein kleines Beispiel für die schon damals herrschende deutsche Bürokratie und ihre Formularwut. *Wolfgang*

„Die Möwe“

Vor dem Mauerbau verkehrte der Linienbus „die Möwe“ von Luckenwalde zum S-Bahnhof nach Teltow. Die Strecke verlief entlang der ehemaligen Fernverkehrsstraße 101, heute Bundesstraße 101. Das war eine der „Haupttrouten“, um vom Süden Berlins nach Westberlin zu kommen, denn von Teltow ging es rasch mit der S-Bahn in die Stadt.

Wenn unsere Familie auf der Heimfahrt am Grenzübergang kontrolliert wurde, verbot Mutter uns Kindern, Kaugummi zu kauen oder mit den Bildchen aus den Kaugummipackungen zu spielen. Das hätte sofort gezeigt, woher wir kamen. Mutter konnte sich exakt in Westberlin orientieren. Dort kannte sie jede Bahnstation. Führen wir aber nach dem Bau der Mauer mal nach Ostberlin, wusste Mutter nicht mehr wo es lang ging. Selbst die S-Bahnstationen musste sie sich nun einprägen.

Letzte Besuche in Westberlin

Nach nur zwei Stationen waren wir mit einer Fahrkarte für 20 oder 30 Pfennige in Westberlin, aber nicht, um einzukaufen. Dafür hatten wir kein Geld. Meine Eltern zeigten mir die aus damaliger Sicht teilweise futuristischen Gebäude der Internationalen Bauausstellung „Interbau“ im Hansaviertel. Internationale Architekten hatten dort geplant und ausgeführt, wie auf kriegszerstörten Flächen neue Stadtstrukturen entstehen konnten.

Vom 19. - 23 Juli 1961 tagte der 10. Deutsche Evangelische Kirchentag unter dem Motto „Ich bin bei euch (Matthäus 28,20)“ in ganz Berlin. Kurzfristig erfolgte vom Ostberliner Polizeipräsident am 8.7. die Absage mit folgendem Inhalt: „Im Interesse der Gewährleistung von Ruhe und Ordnung und zur Sicherung des Friedens ist der Evangelische Kirchentag in der Hauptstadt der DDR (Demokratisches Berlin) verboten.“ Trotzdem fanden im Ostteil „gottesdienstliche Veranstaltungen“ statt. Mit meinen Eltern waren wir Gäste

beim Abschlussgottesdienst im Olympiastadion. Als 17-jährige war ich erstaunt über die vielen dort unter dem Kreuz versammelten Menschen und begeistert von der Stimmgewalt der riesigen Posaunenchöre. Das dieses Kirchentagsmotto für uns nach dem Mauerbau eine Hoffnung blieb, ahnten wir damals noch nicht.



Zeitzeugenerinnerungen um den 13. August 1961

Schweigende Beobachtungen

Wegen der sich zuspitzenden politischen Verhältnisse beendete ich 1961 meine Tätigkeit in Westberlin und begann mit einer Arbeit im Kreisbaubetrieb Rangsdorf, also in der DDR. Dadurch war ich an meinem Wohnort Mahlow am Bau der Genossenschaftshäuser und des Bahnhofs beteiligt. Die S-Bahn ab Rangsdorf Richtung Berlin war der direkteste Weg nach Westberlin. Nach wenigen Stationen erreichte man das Aufnahmelager für Flüchtlinge aus der DDR in Marienfelde .

Freitag, am **11. August 1961**, war ich mit dem Schütten der Decke für das neue Bahnhofsgebäude beschäftigt. Oben von unserer Baustelle konnte ich genau beobachten, was sich auf dem S-Bahnsteig Mahlow ereignete. Die Welle der Republikflucht hatte inzwischen riesige Ausmaße erreicht. Bei der Pass- und Zollkontrolle in Mahlow wurde festgestellt, woher die Reisenden kamen. Massenweise wurden sie aufgefordert die S-Bahn nach Berlin zu verlassen. Vor dem Bahnhof fuhr ein LKW nach dem anderen vor, um die

„aussortierten“ Menschen abzutransportieren. Das machten Bewaffnete, die auch schon mal mit dem Gewehrkolben dazwischen gingen oder eine Person an Händen und Füßen griffen, um sie auf den LKW zu werfen. Fassungslos stand ich mit zusammengebissenen Zähnen und geballten Fäusten da. Ich wusste, dass meine Frau stets in Sorge um mich war, weil ich gern etwas äußerte, was dem DDR-System nicht passte. So konnte ich auch bei diesem Anblick nur schweigend zusehen. *Wolfgang*

Bis zum 13. August 1961 hatten etwas ein Sechstel (über 3 Millionen) der Bewohner der DDR ihr Land verlassen. *(Wikipedia)*

Erfolglose Heimkehr

Mein Bruder war Grenzgänger und hatte mir zu meinem 17. Geburtstag etwas Westgeld geschenkt. In Spandau kaufte ich mir davon eine weiße Bluse und einfache flache Schuhe. Ich hinterlegte sie zunächst bei meiner Freundin in West-Staaken, um sie am Sonnabend, dem **12. August 1961** abzuholen. In Falkensee stieg ich also in die S-Bahn Richtung Spandau. Am nächsten Haltepunkt in Albrechtshof erfolgte wie stets die Ausweis- / Zollkontrolle. Die Haltezeit der Bahn war an diesem Tag um vieles länger als sonst. Das wunderte mich. Ein Beamter kontrollierte meinen Ausweis und forderte mich auf, ihm zu folgen. Der Bahnsteig war voller Menschen, sehr viel junge Leute, manche mit Gepäck. Wir wurden zurück in die S-Bahn Richtung Falkensee eskortiert. Dabei gab es einigen Tumult. Zu Hause angekommen, diskutierte unsere Familie über diese neue Schikane. Am folgenden Morgen war das Rätsel gelöst. Die DDR hatte begonnen eine Mauer um Westberlin zu errichten. Damit sollte verhindert werden, dass noch mehr Menschen das Land verließen. Wir rechneten mit einer starken Antwort der Westmächte, die nicht erfolgte.

Die gekauften Sachen schickte mir meine Freundin per Post, dazu eine Sammeltasse! Das machte mich sprachlos. Was sollte ich junges Mädchen mit einer Sammeltasse aus dem Westen? Stattdessen hätte ich mir ganz andere Dinge von drüben gewünscht. *Hedi*

Wir waren wie so oft auch an diesem Sonnabend, dem **12. August 1961**, von Diedersdorf zum Tanzen nach Rangsdorf gefahren. Unter den Tanzpaaren machte das Gerücht die Runde, dass zwischen Lichtenrade und Mahlow die S-Bahngleise

herausgerissen würden. Als wir dann auf unserem Heimweg an der katholischen Kirche in Blankenfelde miterlebten, wie ein sowjetischer Panzer nach dem anderen auf dem Zossener Damm Richtung Diedersdorf ratterte, waren wir sprachlos. Die ganze Nacht hindurch rollten weitere Panzer über die alte Straße. Am kommenden Tag bekamen wir dafür die Erklärung.

Diese sowjetischen Panzer bezogen teilweise Stellung im Waldgebiet zwischen dem Blankenfelder Friedhof und Mahlow. Dort wurden Gruben ausgehoben, nicht nur für die Panzer, sondern auch für die Notdurft der Soldaten. Ich fuhr mit meinem Freund von Diedersdorf durch den Wald nach Mahlow und benutzte dabei den üblichen Weg. Mein Freund meinte, eine Abkürzung zu kennen. Sein Weg führte allerdings zu einer dieser Notdurft-Gruben. Es kam wie es kommen musste. Na, mein Freund hat dermaßen gestunken, dass man sich das nicht vorstellen konnte. *Ehepaare Hering*

Mauerbau/Mauerfall - Anfang und Ende

Wo ein Anfang ist ein Ende. Wo ein Ende war ein Anfang.

Am **12. August 1961** hatte meine Familie (Vater Gerd, Jahrgang 26; Mutter Christa und ich als Tochter Marianne, Jahrgang 50) in der Steglitzer Kniephofstraße Besuch von Freunden (Onkel Rudi und Tante Gisela, Jahrgang 26 und deren Sohn Karl-Heinz, Jahrgang 56) aus Kiez/Küstrin. Sie wohnten dort im letzten Haus vor der polnischen Grenze. Ihre Tochter Astrid (Jahrgang 54) war bei den Großeltern in Kiez geblieben. Onkel und Tante waren Nenn-Verwandte. Die Familien kannten sich aus der Zeit, wo Gerd und Rudi als Marinekameraden auf dem Kreuzer „Köln“ dienten. Seitdem waren sie gute Freunde. Anlass des Besuches war der Geburtstag meines Vaters Gerd am 14. August. Ihr Besuch bei uns war wie immer harmonisch und schön. Wir Kinder spielten draußen und fuhren abwechselnd mit meinem Ballonroller. Juchhee!

Am Sonntagmorgen, dem **13. August**, lag etwas Bedrückendes in der Luft, was wir als Kinder nicht benennen konnten. Nach dem Frühstück meinten meine Eltern zu uns Kindern: „Hört mal zu. Wir gehen jetzt mit euch spazieren. Onkel Rudi und Tante Gisela haben mit uns etwas Wichtiges zu besprechen.“ Wir starteten und für uns Kinder wurde es ein lustiger Ausflug.

Erst viel später wurde uns bewusst, was in der Luft lag und welche Entscheidung Onkel

und Tante aus Kiez treffen mussten: In Westberlin bleiben oder zurück an die Oder?
Sonntag, der 13. August 1961, war der Beginn des Mauerbaus.

Ihre Entscheidung fiel für Kietz. Dort waren Tochter Astrid und die Eltern von Tante Gisela. Dort war ihr Zuhause, ihre Heimat. Vom Bahnhof Feuerbachstraße fuhren sie zurück. Mein Roller fuhr mit. Ich wollte Karl-Heinz eine Freude bereiten. Alle kamen gut nach Hause in eine Zukunft, die vom DDR-Regime geprägt war und viele Repressionen beinhaltete. Aber das wäre eine andere lange Geschichte.

Unsere Familien blieben in tiefer Freundschaft verbunden. So oft es ging machten wir - anfangs einseitig - Besuche in Kietz. Das war nicht immer einfach und wir benötigten dafür Passierscheine.

Gerd, Christa, Rudi und Gisela sind verstorben. Ihre Gedanken und Gefühle in stetem Bemühen um die Einheit Deutschlands leben in uns weiter, denn bis heute verkehren unsere zwei Familien in bereits 3. Generation miteinander. Es ist ein Wunder, dass durch all die Jahre bis zur Wiedervereinigung diese Freundschaft weiter getragen und verfestigt wurde.

Wir alle sind dankbar für die Entwicklung und Standfestigkeit der Menschen, die den Fall der Mauer erwirkt haben, und haben dieses zu Recht mit ihnen bejubelt und gefeiert.

Marianne

Aufgewacht im falschen Land

Wie in allen bisherigen Sommerferien verbrachte ich mit 14 Jahren als Westberliner Bub eine Zeit bei Tante und Großeltern in Dömitz an der Elbe in Mecklenburg-Vorpommern. Dass ich keine „Papiere“ bei mir hatte, fiel uns erst auf, nachdem meine Tante im Radio vom Mauerbau gehört hatte. Was nun? Meine Mutter schickte ein Foto und ich erhielt eine Übergangsbescheinigung für meinen Aufenthalt in Dömitz. Doch ein zweites Problem folgte. Gleich **nach dem 13. August 1961** hing am Bahnhof Dömitz ein großes Schild: „Keine Fahrkarten nach Berlin erhältlich.“ Wie sollte ich nach Hause kommen? Eine Bekannte der Familie studierte an der Humboldt-Universität in Berlin, sie musste uns helfen. Trotz ihrer Semesterferien hatte sie einen Anspruch auf einen Fahrschein zu ihrem Studienort, den sie für mich besorgte. Nach schönen letzten Ferientagen kam ich damit nach Berlin-Lichtenberg und fuhr mit der S-Bahn weiter zur Friedrichstraße. Aber wo gab es für mich eine Möglichkeit von dort nach Westberlin zu kommen? Ich spazierte

die Chausseestraße entlang und fand einen Kontrollpunkt. Der Grenzsoldat fragte mich: „Wo kommst du denn her?“ Im für mich bekannten Jargon der Bildzeitung sagte ich: „Aus der Zone!“ Er verbesserte mich: „Du kommst also aus der DDR!“ und entließ mich nach Westberlin.

Hanno

Klassenfahrt zur „rechten“ Zeit?

Eine Klasse des Lichtenrader Gymnasiums befand sich im August 1961 auf einer Klassenfahrt in Österreich. Dabei waren zwei Mitschüler aus dem DDR-Umland. Die Nachrichten, dass Westberlin eingemauert und die Grenze zwischen beiden deutschen Staaten befestigt wurde, vernahm man auch in den Bergen Österreichs. Die Jungen standen vor einem großen Problem. Sie nahmen Verbindung zu ihren Eltern auf und beide Elternhäuser rieten den Söhnen „im Westen“ zu bleiben!

Wie konnte man damals davon ausgehen, dass diese Entscheidung richtig sein würde? Was bedeutete diese Trennung für Kinder und die Eltern auf unabsehbar lange Zeit?

Ein fast verlorener Fußball

Ich war eine Westberliner Göre, ein Fußballspieler, dem im August 1961 Ferien auf einem Bauernhof im Bayerischen bevorstanden. Meine Töppen - also meine Fußballschuhe - waren ebenso abgeledert, wie mein Fußball. Ich startete zu einem Schuhmacher in meiner Nähe. Er besah sich den Schaden und sagte: „Für 20 DM mach ich dir beides wieder heil!“ Das war für mich eine stattliche Summe, die ich nicht besaß. Ich hatte mit 5 DM gerechnet. Aber ich war ja nicht auf den Kopf gefallen. Ich wohnte in der Bouchéstraße und wusste, dass diese im Ostteil von Berlin weiterging, wo ebenfalls ein Schuster seine Werkstatt hatte. Mit meinen 5 DM machte ich mich auf den Weg und bekam vom Schuster die Antwort: „Für 20 Ost-Mark mach ich dir beides wieder heil!“ Ich sagte ihm, ich hätte ja nur 5 DM, aber da der Umtauschkurs gerade bei 1:4 stände, bekäme er für seine Arbeit meine 5 DM. Damit war er einverstanden, gab mir eine rote Abholmarke für meinen Fußball, eine grüne für meine Schuhe. Ich wusste mein Fußballzubehör in guten Händen und fuhr entspannt nach Bayern.

Es kam der 13. August, meine Eltern waren total aufgeregt, weil Westberlin plötzlich abgesperrt war. Ich wollte nur Ball und Schuhe wiederhaben. Ich ging die Bouchéstraße Richtung Grenze entlang. Da stand ein Soldat mit einem Gewehr über der Schulter. Ich

erzählte ihm meine Geschichte und zeigte die Abholmarken vom Schuster. Die Absperrung bestand damals nur aus etwas Stacheldraht, den er für mich anhub: „Geh rüber, aber komm gleich wieder zurück“, sagte er zu mir. Das tat ich und so war mein weiteres Fußballspiel gesichert. Ob der Soldat als Junge auch Fußballspieler gewesen war, weil er Verständnis für mich hatte?

Lothar Ullrich



Mauerbau in Berlin

Eine Woche zu zeitig

Verliebt, verlobt Wir heirateten am 5. August 1961, fuhren mit dem Bus nach Südtirol. Eine Woche später rief uns die Mutter an: „Ihr müsst sofort nach Hause kommen. Hier hat der Russe alles eingenommen.“ Wir kehrten also zurück und waren nun damit beschäftigt, Geld für den Aufbau eines kleinen Hausstandes zusammenzukratzen. Was uns dabei relativ schnell klar wurde: Wir hatten zu zeitig geheiratet. Für in Berlin **nach dem 13. August 1961** geschlossene Ehen, gab es Darlehen zur Familiengründung in Höhe von 3000.- DM. Die Rückzahlungspflichten verringerten sich mit der Geburt von Kindern.

Durchtrennt!

In meiner Familie gab es jede Woche einen „Fischtag“. Mutter fuhr mit der S-Bahn von Falkensee in die Markthalle am Alexanderplatz. Mittags lag der frische Fisch auf unseren Tellern. Damit war durch den Mauerbau Schluss. Als die Versorgungsämter der DDR endlich diese Lücke entdeckten, wurden im Berliner Umland Fischgeschäfte eröffnet.

In der 50-er Jahren begann die DDR mit dem Ausbau des Berliner Außenrings. Ziel war eine Verbesserung des Güterverkehrs über die Bahn. Richtig Kenntnis von der Wichtigkeit dieses Projektes nahmen wir erst nach der Errichtung der Mauer. Etliche Verbindungen der Berliner S-Bahn ins Umland waren von einem Tag zum anderen nicht mehr nutzbar. **Nach dem 13. August 1961** veränderte sich auch für mich die Bahnverbindung zwischen meinem Heimatort Falkensee und meiner Berufsschule in Berlin-Weißensee. Ich fuhr nun mit dem „Sputnik“, so sagte man zu den Doppelstockzügen, die um Westberlin herumführten. Sie verkehrten anfangs nicht einmal stündlich und waren zu den Hauptverkehrszeiten so überfüllt, dass man für über eine Stunde Fahrzeit oft keinen Sitzplatz bekam. Außerdem dauerten die Fahrten um einiges länger als vorher mit der S-Bahn durch den Westberliner Stadtteil. Das reduzierte meine Freizeit stark, aber wir alle mussten uns daran gewöhnen.

Hedi

Besonders böse war es für die Mahlower. Bis zum 13. August hatten sie eine gute und schnelle S-Bahn Anbindung in die Stadt. Die war nun durchtrennt. Nach anfänglichen Provisorien fuhr auf den ehemaligen S-Bahn-Schienen der „Blaue Bock“ (folgendes Foto), ein Triebwagen mit Akku, später mit Diesellok-Betrieb. Für den Namen war die Farbe des Zuges verantwortlich. Wer also in Mahlow wohnte und in Berlin arbeitete, konnte den Weg nur über Umstiege in Blankenfelde (vom Triebwagen zur Regionalbahn) und in Schönefeld (von der Regionalbahn zur S-Bahn) realisieren. Über verspätete Zugverbindungen hätte man bei jahrelanger Nutzung der Strecke Bücher schreiben können. Für die ebenfalls S-Bahn gewohnten Rangsdorfer und Dahlewitzer gab es nun nur noch den Regionalbahnanschluss nach Schönefeld.



Der „Blaue Bock“

Ein Schritt in die 80-er Jahre. Unsere Tochter wurde in der Berliner Charité geboren. Die Wöchnerinnenstation lag in einer der oberen Etagen des mit über 20 Etagen neu errichteten Bettenhauses. Blickten wir jungen Mütter aus der großen Fensterfront, lag unter uns - durch die im Winter blattlosen Bäume gut zu sehen - die Kongresshalle im Tiergarten (im Volksmund als „schwängere Auster“ bezeichnet, heute „Haus der Kulturen der Welt“). Wir traten mit unseren Babybündeln an diesen Ausblick nach Westberlin und sagten zu unseren Kindern: „Guckt euch das richtig an! Da kommt ihr nie hin!“

Von den insgesamt 155 km Mauer waren 106 km mit 3,60 hohen Betonelementen versehen. 66 km Zaun aus massivem Metall schlossen die Lücken dazwischen und verstärkten zusätzlich die Bereiche, an den evtl. eine Überwindung der Mauerelemente möglich gewesen wäre. Auf 127 km wurden zusätzlich sogenannte Kontakt- und Signalzäune aufgestellt. Um auch eine Überwindung der Grenzanlagen mit dem Fahrzeug zu verhindern, wurden auf insgesamt 106 km zusätzlich Sperrgräben gezogen.



(Wikipedia)

Erlebnisse an deutschen und anderen Grenzen

Um aus Westberlin heraus zu kommen, musste stets eine anstrengende und für viele Menschen Angst machende Grenze überquert werden. Von schikanösen Kontrollen ist viel berichtet worden. Transitstrecken nannten sich die Korridore zwischen Westberlin und Westdeutschland. So freundlich wird „**Transit**“ erklärt: *"Transit" bedeutet auf Deutsch Durchreise, Durchgang, Übergang oder Transport. Das Wort beschreibt die Durchquerung eines Gebietes oder die Weiterleitung von Waren oder Personen auf dem Weg zum Ziel. Im Kontext von Reisen kann es sich auf das Umsteigen an einem Flughafen oder die Durchreise durch ein Land beziehen. (KI)*

Nicht erzählt wird, dass beim „Transit“ Autos zu Kontrollzwecken zerlegt, Angst eingeflößt („wir können dich auch gleich zurück schicken“), Reisende oft unfreundlich behan-

delt wurden oder Menschen stundenlang warten mussten. Das alles vielleicht nur, weil man mal von Westberlin in sein Wochenendhaus nach Helmstedt reisen wollte. *Thomas*

Ende der 60-er Jahre. Nach langer Wartezeit am Grenzübergang zum Ostsektor Berlins wurde unser Wagen gleich von mehreren Polizisten durchsucht. Was nicht fest mit dem Auto verankert war, musste raus. Unsere kleine Familie - unser Sohn war erst 2 ½ Jahre alt - musste hinter einer weißen Linie stehen, die wir nicht überschreiten durften! Natürlich stand unser Kind während der langen Prozedur nicht still und hüpfte schließlich auch mal auf diese Linie. Eine Schimpfkanonade von Seiten der Grenzpolizisten begann. Sie endete mit dem Geschrei unseres Kindes und dem der Kontrolleure! Es war pure Schikane mit stundenlangem Warten für uns, bis wir die Erlaubnis zur Weiterfahrt erhielten.

Möge Gott uns vor Vorkommnissen dieser Art unter deutschen Landsleuten, die zu Feinden mutierten, in Zukunft bewahren!

Glendenberg

Mit dem PKW fuhren wir von Westberlin zur Passkontrolle an einen Grenzübergang zur DDR. Die Papiere gaben wir an der ersten Stelle ab, wurden an die Seite gewinkt und warteten mit unserem Kleinkind auf die Einreise. Wir wussten, dass die Papiere durch Rohrpost weitergeleitet wurden. Nach 3 Stunden wagten wir es, einen Beamten zu fragen, wo unsere Unterlagen blieben und wann wir weiterfahren dürfen. Wir bekamen unsere Pässe vor die Nase geknallt mit folgender Antwort: „Wenn Sie auf ihre Papiere nicht aufpassen können, müssen wir Sie beim nächsten Mal festnehmen!“ Auf der Weiterreise fragte sich jeder von uns Erwachsenen, was wir falsch gemacht hatten.

Bisher beschrieben viele dieser kleinen Geschichten, dass das Reisen von Westberlin durch die DDR kompliziert war. Relativ komplikationslos erlebte ich die Grenzübertritte beim Durchqueren der DDR im Doppeldeckerbus mit Holiday-Reisen. Der kontrollierende DDR-Grenzbeamte musste - wegen der geringen Deckenhöhe - seine Dienstmütze absetzen, was wir amüsant fanden. Das nutzten unsere Busfahrer. Sie füllten die Mütze des Kontrolleurs mit einigen solcher kleinen Schnapsflaschen, die bei Busfahrten üblich waren und erhofften sich davon eine weniger akribische Gepäckkontrolle und eine schnellere Weiterreise unseres Busses.

Um das illegale Einreisen von „Westlern“ in die DDR zu verhindern, fanden an den Ausfallstraßen Ostberlins zur DDR Kontrollen statt. Jede Person, die diese Kontrollpunkte überschritt, musste sich legitimieren. Am Gründonnerstag 1969 packte ich das Auto für die Familie. Ich hatte die Kinder (9, 5 und 4 Jahre) eingeladen und wollte wie immer über den Kontrollpunkt Schönefeld zu Vater und Opa nach Rangsdorf fahren. Erst vor dem Kontrollpunkt merkte ich, dass meine Jacke mit den Papieren noch zu Hause an der Garderobe hing. Ich stellte mich schon auf Repressalien durch die Kontrolleure ein, aber alles verlief ziemlich großzügig. Ich wurde registriert und sollte diese Registrierung bei der Rückreise streichen lassen. Sicherlich waren die Kinder im Auto meine Legitimation, sowie meine blauen Augen. Ich versprach, meinen Ausweis bei der Rückreise am 2. Feiertag vorzuweisen. Meine Frau konnte ich telefonisch verständigen. Sie folgte unserem Osterbesuch und brachte meinen Ausweis am nächsten Tag mit. Enttäuschend fand ich, dass ich bei der Rückreise einfach durchgewinkt wurde, ohne dass die Registrierung gelöscht wurde. Es gab also auch menschliche Beamte! *Oskar*

Berlin Oberbaumbrücke

Es war so und wir kannten es nicht anders, als wir bis 1970 drei Jahre lang vom S-Bahnhof Warschauer Straße zu unserer Ingenieurschule für Chemie bzw. zur Ingenieurschule für Bekleidungstechnik in der Nähe der Stralauer Allee liefen. Über die Warschauer Brücke an einem verrammelten U-Bahnhof vorbei, dessen Bedeutung uns rätselhaft erschien, weil es keine weiterführenden Gleise gab. Wir liefen direkt auf die graue Betonmauer zu, wo Grenzsoldaten am kleinen Personen-Grenzübergang „Oberbaumbrücke“ ihren Dienst taten. Wie imposant diese neugotische Bogenbrücke mit ihren sieben Gewölbebogen war, konnten wir nur von der Treptower Eisenbrücke aus sehen. Auch den Spreeverlauf sahen wir von dort. Unserer Ingenieurschule an der Stralauer Allee gegenüber standen hinter der Mauer die stockwerk hohen Gebäude des Osthafens. Das damals etwas düstere Umfeld interessierte uns wenig. Wir lernten und das zahlte sich aus, als wir später einen interessanten Beruf ausüben konnten und finanziell unabhängig waren. Niemand von uns hätte sich damals vorstellen können, welche Wandlung in dieser „düsteren“ Gegend ab November 1989 stattfand.



Die Oberbaumbrücke von der Westberliner Seite aus gesehen

Die U-Bahn fährt wieder und macht die Oberbaumbrücke zu einer wichtigen Fußgänger-, Auto- und Bahnverbindung Berlins. Sie verbindet nun die Stadtteile Friedrichshain und Kreuzberg. Zwischen dieser Brücke und dem Ostbahnhof wurden 1316 m der Mauer von Künstlern aus 21 Ländern zur East-Side-Gallery gestaltet, die ein Haupt-Touristenmagnet der Stadt ist und bleiben wird. Unweit, an der Eisenbrücke, kommt noch der Stadtteil Treptow hinzu. Verbindend dargestellt durch die drei „Molecule Man“ eines amerikanischen Bildhauers.



Stralauer Allee mit East-Side-Gallery



Molecule Man

Vor Jahren hatte Fritz die DDR verlassen. Inzwischen war er gealtert und hatte den Wunsch in seiner „Heimaterde“ bestattet zu werden. Schon Jahre vor seinem Ableben kümmerte er sich aus Westdeutschland um seine zukünftige Grabstelle. Alles war bezahlt und vorbereitet, nur das Sterbedatum fehlte noch auf dem Grabstein. Mit Westgeld war schnell geschafft, worauf man als Ostgeld-Zahler ewig hätte warten müssen. Und nun folgt die „Friedhofsgeschichte“. Denn als „Fritze“ dann tatsächlich starb, wurden die sterblichen Überreste in den Osten versandt. Zur Verwunderung der Angehörigen kam die Schmuckurne in seinem Heimatort Wietstock an. Die Urnenkapsel wurde jedoch nach Wittstock geschickt. So kam der Verstorbene - zumindest auf der letzten Reise - noch etwas in seiner ehemaligen Heimat herum.

Laut Wikipedia nutzte die DDR jeden Weg, um an „harte Währung“ zu kommen. Wir erinnern uns alle an den Freikauf politischer Häftlinge aus der DDR durch die BRD. Bis 1989 wurden insgesamt 33.755 Häftlinge freigekauft. Der Preis richtete sich nach dem „angeblichen Schaden“, den diese Menschen in der DDR verursacht hatten, wie z.B. kostenlose Ausbildung, Studium. Er lag anfangs bei durchschnittlich 40.000 DM, stieg später auf 95.847 DM.

Dazu ein anderes Beispiel. Meine Tante heiratete einen Österreicher. Die beiden lebten im Osten, hatten ein gemeinsames Kind. Irgendwann wurden sie geschieden. Vater und Kind blieben im Osten. Meine Tante zog mit ihrer Mutter in die BRD um und zahlte nun monatlich 300 DM Alimente für ihr Kind im Osten. Dem Vater des Kindes wurden jeden Monaten 300 Mark ausgezahlt - aber eben nur in Ost-Mark.

Bänder der Hilfe einst, jetzt und hoffentlich weiterhin

Wie war das damals in der DDR? Der Begriff „**Westpaket**“ war der Inbegriff von etwas „Besonderem“. Unsere Nenntante, die Schwester eines angeheirateten Onkels, war unser einziger Draht zum Westen. Sie schickte an mehrere Familien in der DDR etwa 4x im Jahr ein Päckchen mit Kaba, Kaffee (den wir als Teetrinker für unsere Gäste zubereiteten), Schokolade, Puddingpulver, Sahnesteif, Tortenguss, Vanillezucker Zur Geburt der Kinder gab es eine waschbare Knuddelpuppe, ein Kinderbesteck oder einen auffallend schönen Strampelanzug. Immer war es eine riesige Freude, wenn so ein Päckchen unter den Augen der ganzen Familie ausgepackt wurde. Zum Ausgleich wurde diese Tante, wenn es möglich war, zu uns eingeladen.

Tante Meta aus Hannover hatte mal wieder ein Paket in den Osten geschickt. Nun stand es auf dem Tisch und wurde feierlich ausgepackt. Der Geruch, die Atmosphäre - fast ein heiliger Augenblick. Was Süßes, was Textiles, was Gutes für den Tortenboden zum Weihnachtsfest, Zahncreme, ein Stück Seife und noch mehr, was das Herz der Verwandten im Osten erfreute. Auf dem Boden des Paketes fanden sie graugrüne, eierförmige Gebilde. Tante Anna, die auch beim Paketöffnen dabei war, hatte so etwas noch nie gesehen. Stutzig rief sie aus: „Wat soll dat, jetzt schickt die Meta uns schon Kartoffeln. Dat ist doch nicht nötig!“ Tante Anna hatte noch nie im Leben Kiwis gesehen.

Eine Geschichte zu diesem Thema aus anderer Sicht. Wir lebten zwar in der Bundesrepublik und meine Eltern hatten Arbeit, aber sie verdienten nur soviel Geld, dass wir in unserer großen Familie stets rechnen mussten. Verwandte aus dem Erzgebirge schickten uns fleißig Briefe mit ihren Wünschen. Sie meinten, wir - als Westdeutsche - könnten diese Dinge für sie kaufen und ihnen in die DDR schicken. Wie sollten wir das stemmen? So wurde die fordernde Verwandtschaft aus dem Osten für uns zur Last und das einst nette Verhältnis ging kaputt.

1972, bei meiner Jugendtouristenreise auf die Krim, lernte ich Leonora kennen. Wir hielten all die Jahre Kontakt. Ich hatte inzwischen zwei Söhne. Sie war alleinerziehend mit einem jüngeren Sohn und deshalb schickte ich viele Pakete mit Anzihsachen zu ihr

nach Leningrad. Das Porto dafür war zu DDR-Zeiten minimal. Leonora war fleißig, aber verdiente trotzdem nicht viel. Um besser über die Runden zu kommen, malte sie Ansichten ihrer Stadt zum Verkauf oder porträtierte Touristen. Das konnte sie sehr gut. Nach der Wiedervereinigung staunten wir über die hohen Portogebühren der BRD und kamen auf eine andere Hilfsvariante. Wir legten Geld in die Briefpost. Damit die russische Kontrolle beim „Röntgen“ den Schein nicht entdeckte, wurde z.B. zu Weihnachten ein Tannenbaum aus Metallfolie ausgeschnitten und über dem Metallerkennungsstreifen des Geldscheines positioniert. Das Geld kam immer bei Leonora an.

Solange es bis 1989 noch zwei Deutsche Staaten gab, wurden die Postsendungen aus Westdeutschland in die DDR einer Zollkontrolle unterzogen. Vor allem die Pakete, mussten dazu von Postangestellten (sogenannten „Schnüfflern“) geöffnet, die einzeln verpackten Sachen ausgepackt und dem Zoll zur Begutachtung vorgelegt werden. Es tat einem weh, wenn man die besonders zu den Feiertagen liebevoll eingepackten Geschenke auswickeln und nach der Kontrolle sorgfältig, möglichst ohne erkennbare Eingriffe, wieder verpacken musste.

Ein Paket, das ich bereits kontrolliert und wieder ordnungsgemäß verpackt hatte, geriet in das Blickfeld eines herumstehenden Ober-Kontrolleurs. Dieser griff nach dem erneuten Öffnen nach einem Paar Babyschühchen, hantierte mit zwei Fingern in einem Schuh und holte einen 100 DM-Schein heraus. Sogleich griff er sich den zweiten Schuh und zog auch aus diesem ebenfalls einen Hunderter hervor. Mit den Worten: „Wo zwei sind, ist auch ein dritter!“ führte er seine Suche weiter und tatsächlich fand er noch einen Hunderter. Voller Stolz über seinen Spürsinn nahm er die Scheine zunächst an sich. Ich durfte die Sachen einpacken, im Paket verstauen und das Paket verschnüren. Nun lag das Problem auf Seiten des Kontrolleurs. In seiner Zollstube konnte er die Scheine nicht ordnungsgemäß deponieren. Sie einzubehalten war rechtmäßig nicht möglich, außerdem hatten wir anderen Mitarbeiter alles beobachtet. Er gab mir die Scheine mit einem Briefumschlag und dem Paket zurück. Erneut musste ich das Paket öffnen, den Umschlag mit den Geldscheinen vernünftig darin unterbringen, das Paket wieder verschnüren. Es wurde daraufhin an den Absender zurückgeschickt!

Oskar erzählt, was es alles für interessante Paketinhalte gab, die den Weg von West nach Ost finden sollten. Ein besonders merkwürdiges Paket wurde vorsichtig an der Kontrollstelle geöffnet. Es war schwer und darin kamen Steine zum Vorschein. Was gab es für einen Grund schwarze Steine in die DDR zu versenden? Das Kollektiv der Kontrolleure konnte den Sinn des Inhaltes nicht deuten. War das etwas „Staatszersetzendes“, wie unbekannter Sprengstoff, radioaktives Gestein oder ein Edelstein? Schnell wurden die Steine wieder verpackt und an den Absender in der Eifel zurückgesandt. Später stellte sich heraus, dass diese Sendung den Gruß eines Hobbygeologen aus der Eifel an einen Hobbygeologen in der DDR enthielt: vulkanisches Gestein! Diese „Vulkanite“ findet man in Steinbrüchen der Eifel in allen möglichen Farbtönen.

Patenschaften über Grenzen hinweg

Paten- bzw. Partnerschaften zwischen Kirchengemeinden im Osten und Westen waren zu DDR Zeiten üblich und äußerst hilfreich. Nur einige seien hier aus dem Umkreis genannt: Hönow - Lichtenrade, Diedersdorf - Schlachtensee, Rangsdorf - Köln, Kirchenkreis Zossen - Lörrach, Zethlingen bei Salzwedel - Mainz Gonsenheim.

Die evangelische Kirchengemeinde Blankenfelde (DDR) hatte eine Partnerschaft mit der Titusgemeinde auf dem Bruderholz in Basel. Anfangs durften die Baseler nur nach Ostberlin einreisen. Deshalb fanden die Partnerschaftstreffen in einem Köpenicker Gemeindezentrum statt. Schnell erhielt die Titusgemeinde 1978 die Nachricht vom Brand der Blankenfelder Kirche und versuchte an vielen Knackpunkten beim Wiederaufbau zu helfen. Mit Valutaspenden boten sich in der „verarmten“ DDR ganz andere Möglichkeiten der Materialbeschaffung. So verdanken wir bis heute der Titusgemeinde ihre Unterstützung beim Orgelneubau. Sie sorgte für die komplette elektrische Läuteanlage der Glocken. Bei jedem Gottesdienstbesuch steht das Bronzekreuz mit dem Bergkristall aus Basel auf dem Altartisch.

Im Herbst 1990 fand der erste Gegenbesuch einer Blankenfelder Gruppe in Basel statt. Auch noch Jahre danach bestanden etliche persönliche Kontakte zwischen Blankenfeldern und Baslern.

Eine weitere Partnerschaft hatte die evangelische Kirchengemeinde Blankenfelde mit St. Johann in Saarbrücken. Während der Teilung wurden „Kaffeepakete“ aus dem Westen geschickt. Ein Frauenkreis erhielt die Partnerschaft noch einige Jahre nach der Wende aufrecht. Dann wurden die Träger der Partnerschaft älter und älter und schließlich auch weniger. Vielerorts schiefen solche Partnerschaften nach der Wende ein.

Eine neue Prägung bekam diese langjährige Freundschaft, als sich die Saarbrücker in die gerade beginnende Partnerschaft der Blankenfelder Kirchengemeinde mit der Kirchengemeinde in Kretinga (Litauen) „einklinkten“. Was die Kirchengemeinden in der ehemaligen DDR zu Zeiten der Mauer als positiv und hilfreich erlebt hatten, wurde nun in die weiter östlich gelegenen Länder weitergegeben. Das Band der Hilfe von einst wurde gemeinsam weiter geknüpft (Saarbrücken – Blankenfelde – Kretinga). Inzwischen gibt es die Partnerschaft der Kirchengemeinden nach Litauen über 30 Jahre. Die Blankenfelder Kommune unterschrieb später eine Partnerschaftsvereinbarung mit der Kommune Kretinga.

Thomas erzählt diese selbst erlebte Geschichte über das unschöne Geschehen an der litauisch-polnischen Grenze etwa 1997:

Wir hatten wieder einmal drei Kleintransporter, voll mit Hilfsgütern, in Kretinga (Litauen) entladen und danach unserer Heimreise angetreten. Vom „Amtsschimmel“ in Kretinga erhielten wir ein Dokument darüber, dass wir alle eingeführten Spenden, auch tatsächlich am Bestimmungsort abgeliefert hatten. Damit fühlten wir uns sicher, als wir an die Grenze kamen. Der erste litauische Posten entnahm uns das Papier über die abgelieferten Spenden und gab uns einen „Laufzettel“, den wir an den folgenden Kontrollstellen abzuarbeiten hatten. Hatte jede kontrollierende Stelle ihren Stempel an eine dafür vorgesehene Stelle des Laufzettels gedrückt, begutachtete ein letzter Kontrollposten - dann auf polnischer Seite - den Zettel. Danach durfte man seine Fahrt durch Polen fortsetzen.

Wir saßen im ersten Auto unseres kleinen Konvois, hatten bereits den ersten Stempel und begannen die litauische Passkontrolle, den litauischen Zoll, den polnischen Zoll, die polnische Passkontrolle und dann den letzten Kontrollposten „abzuklappern“. Unser „Abklappern“ endete damit, dass wir unbewusst in einem Parkverbotsbereich auf die

zwei folgenden Kleintransporter warteten. Der polnische Beamte ließ uns all seine Macht spüren, stempelte ein fettes „annuliert“ auf unseren Laufzettel und wies uns zurück Richtung Litauen. Was sollten wir tun. Ohne gültigen Laufzettel kämen wir nie aus dem Grenzbereich heraus. Wir fuhren zurück zum ersten litauischen Kontrollposten, um einen neuen „Laufzettel“ zu beantragen. Dort verstand man nicht, was wir wollten und meinte uns ebenfalls zeigen zu müssen, wer hier die „Staatsmacht“ war. Der Vorschlag lautete: wir sollten über Russland nach Hause fahren. Zum Glück fand einer unserer Mitreisenden einen estnischen Reisenden, dem er auf Englisch unsere Situation erklärte. Der wiederum erklärte dem litauischen Kontrollposten, was vorgefallen war. Nun erhielten wir einen neuen Laufzettel. Das Spiel konnte von vorne beginnen. Wir kamen ganz gut durch die Kontrollen. Als wir dann bei dem polnischen Kontrolleur ankamen, der uns vor Stunden zurückgeschickt hatte, kam unsere Grenzüberquerung erneut ins Stocken. Er kontrollierte uns ordnungsgemäß, gab uns aber keinen Stempel auf dem Laufzettel. So blockierten wir die Fahrspur zur Ausreise. Völlig entspannt eröffnete er neben uns eine neue Spur zur Kontrolle des nachfolgenden Verkehrs. Wir standen, warteten! Nach all dem Erlebten hatten wir es nicht mehr sonderlich eilig und beschlossen, uns auf das „Spiel“ einzulassen. Wir wollten für unsere Weiterreise kein Bestechungsgeld oder etwa Geschenke herüberreichen. Regelmäßig kam dieser Kontrolleur zu uns, um sich erneut die Papiere anzusehen. Hatte er immer noch die Hoffnung, dass von uns ein Geldschein im Ausweis liegen könnte? Nein, wir blieben standhaft, denn wir hatten genug zum Essen und Trinken. Wir hörten Musik und lasen uns von Siegfried Lenz die masurischen Geschichten „So zärtlich war Suleyken“ vor. Das war der richtige Ort dafür, denn schließlich waren wir ja fast in den Masuren, in Ostpreußen. Nach 4 Stunden Wartezeit nahte für den Kontrolleur der wohlverdiente Feierabend. Er entließ uns mit dem nötigen Stempel aus seinen Fängen.

Und wie sieht es heute an diesem Grenzübergang aus? Seit dem 1. Mai 2004 gehört Litauen zur Europäischen Union. Obwohl inzwischen von der ehemaligen Grenze kaum noch etwas zu sehen ist, werden in jüngster Zeit wieder Grenzkontrollen durchgeführt. Hoffentlich scheitert der europäische Gedanke nicht an solchen Verhaltensweisen.

Unsere Freunde in Kretinga schlugen irgendwann vor, dass wir das Band der Hilfe noch weiter knüpfen könnten. Ist das nicht tatsächlich eine Perspektive für zukünftige Partnerschaftsarbeit? Die Verbindungen nach Saarbrücken gibt es inzwischen nicht

mehr, aber es gibt eine kommunale Partnerschaft zwischen Bad Ems und Blankenfelde. Vielleicht lässt sich so ein weiteres Band der Hilfe knüpfen: Von Bad Ems über Blankenfelde-Mahlow, Kretinga in Litauen z.B. nach Nowohrad-Wolynskyi in der Ukraine.

Zeitzeugenberichte ab November 1989

Da, wo sich vor Dömitz die Elbe durch die Lenzerwische windet, liegt auf erhöhtem Flusssufer das Dörfchen Rüterberg. Schmucke Häuser aus rotem Backstein sind von blühenden Gärten umgeben. Unten fließt die Elbe dahin, deren geschützte Buchten zum Baden oder Angeln einladen. Aber ... da steht noch ein Beobachtungsturm aus Zeiten der Teilung Deutschlands. Bis 1966 gab es Streit über den genauen Grenzverlauf an bzw. in der Elbe zwischen der sowjetischen und der britischen Besatzungszone.

Rüterberg war 22 Jahre von Grenzsicherungsanlagen der DDR umgeben, mit hohen Gitterzäunen, Stolperdrähten und Hundelaufanlagen und nur mit einem Passierschein zu betreten. Im Zusammenhang mit der Grenzsicherung wurden hier 1952 („Aktion Ungeziefer“) mehrere Familien umgesiedelt, 1961 („Aktion Festigung“) 26 Grundstücke eingeebnet, um die Grenzanlagen am Elbufer zu befestigen. Die benachbarte Tongrube mit zwei Ziegeleien und einem Sägewerk wurde bis 1968 stillgelegt, später abgetragen. Für 11 Millionen Mark wurde noch 1988 der innere Grenzzaun stabilisiert. Als bei Baumaßnahmen das Eingangstor zum Dorf gesperrt wurde, beantragten die Bewohner beim Ministerium für Staatssicherheit für den **8. November 1989** eine Versammlung, die genehmigt und natürlich kontrolliert wurde. Es ging darum, eigene Gesetze zu schaffen und sich nicht länger von der DDR-Führung bevormunden zu lassen. Nach dem Vorbild der Schweizer Urkantone (Rütlichschwur) riefen die Bewohner die „Dorfrepublik Rüterberg“ aus. Niemand ahnte, dass am folgenden Tag die Berliner Mauer fiel.

Rüterberg bekam am 10. November endlich freien Zugang. Noch heute steht am Ortseingang das große Schild „Dorfrepublik Rüterberg 1961–1989“ mit eigener Fahne, eigenem Wappen. Diese Vergangenheit ist für alle Besucher gut dokumentiert. Die Industriebrache mit ihren Tongruben und Halden wurde inzwischen von der Natur zurückerobert. Ein Naturlehrpfad führt um den kleinen See.

Am Abend des **9. November 1989** absolvierte mein Mann sein Lauftraining auf den Wiesenwegen um Löwenbruch. In Radio und Fernsehen ging es um die neuen Reiseregulungen für DDR-Bürger. Auf das Ergebnis gespannt, sahen wir fast jede Nachrichtensendung. Um 19.30 Uhr schaltete ich an diesem Tag den Fernseher ein und verfolgte die Pressekonferenz des Politbüros, in der Herr Schabowski verkündete, dass es Erleichterungen für DDR-Bürger geben würde. Wir sollten ohne Ausreiseantrag zu Besuchszwecken in die BRD reisen dürfen. Als folgte: „Das gilt nach meiner Kenntnis unverzüglich! Sofort!“ war ich total überrascht und habe das nicht ohne Weiteres geglaubt. Als mein Mann vom Training nach Hause kam, berichtete ich, was ich gehört und gesehen hatte. Natürlich glaubte er das nicht und sagte nur: „Erstmal abwarten“!

Ich nahm mir vor, am 10. November 1989 - das war ein Freitag - in Ludwigsfelde die Volkspolizei-Meldestelle aufzusuchen. Menschenmassen, Gedränge, stundenlang kein Vorwärtskommen. Unverrichteter Dinge musste ich gehen, weil nachmittags mein Dienst in der Apotheke begann. Am Abend dieses Tages machten wir uns mit beiden Töchtern (8 und 10 Jahre) in unserem Wartburg Richtung Westberlin auf. Am Grenzübergang Staaken wurden wir nicht kontrolliert sondern begeistert durchgewunken. Unsere Spandauer Verwandten trafen wir jedoch nicht an. Wir erfuhren, dass sie zu einer Kur nach Westdeutschland aufgebrochen waren. Als nächstes wollten wir eine alte Freundin meiner Mutter besuchen. Wir hatten nur ihre Telefonnummer. Von einer Telefonzelle konnten wir bei ihr anrufen. Da wir null Ahnung vom Westberliner Stadtplan hatten, holte sie uns dort ab. Wir folgten ihr mit unserem Wartburg. Ihre Wohnung fanden wir sehr schön, aber unser erster negativer Eindruck war: sie war sehr kalt. Unsere Bekannte sparte Energie und somit Heizkosten. Wir behielten unsere Jacken an und erzählten trotz der Kälte fast bis Mitternacht. Dann brachen wir in Richtung Dreilinden auf. Es waren sehr viele Fahrzeuge unterwegs. Sie überholten uns rechts und links, winkten, hupten. Ein Autofahrer zwang uns anzuhalten und forderte uns auf, mit ihm in einer Kneipe die Grenzöffnung zu feiern. Wir mussten leider ablehnen, denn unsere schulpflichtigen Kinder hatten damals noch am Sonnabend Unterricht.

Für uns alle begann eine euphorische, spannende und ereignisreiche Zeit. Heute fragt man sich: Was ist von der anfänglichen Euphorie, den Träumen und Hoffnungen übrig geblieben? West und Ost sind 35 Jahre nach der Vereinigung immer noch nicht richtig zusammengewachsen. Leider!

Familie Mehlis

Wir haben den **9. November** und die Nachricht des Tages verschlafen. Am nächsten Morgen konnten wir kaum glauben, dass die Mauer offen ist. Noch immer fassungslos schickten wir unser Kind zur Schule. Als es nach dem Unterricht nach Hause kam, beschwerte es sich: „Alle waren im Westen, nur ich musste in die Schule“!

In unserer Familie saßen wir nicht jeden Abend vor dem Fernseher, denn mein Wecker klingelte morgens vor 5 Uhr. Zeitig fuhr ich mit der Bahn von Blankenfelde zu meinem Arbeitsplatz nach Berlin-Adlershof. Wie täglich erwartete ich auch am **10. November 1989** so gegen 9 Uhr das Eintreffen meiner Kollegen. Nichts tat sich. Das hatte ich schon einmal erlebt, nachdem wir bei einer Firmenfeier fast alle durch einen Virus außer Funktion gesetzt wurden. Ich ahnte Schreckliches.

Gegen Mittag trafen die ersten ziemlich unausgeschlafenen Kollegen ein und berichteten, dass sie in der Nacht in Westberlin waren. So wurde ich „Hinterwäldler“ mit dem aktuellen Stand vertraut.

Am **8. November 1989** befand ich mich im Krankenhaus in Mahlow. Ich teilte mir das Zimmer mit Gisela, die meine enge Freundin wurde, eine Freundschaft, die bis heute anhält.

Im Krankenhaus war es üblich, dass sich Patienten, die laufen konnten, nach dem Abendessen im Clubraum trafen. Gemeinsam saßen wir dort, schauten fern, unterhielten uns oder machten Handarbeiten. An diesem Abend verfolgte ich die Nachrichten mit besonderer Aufmerksamkeit. Dann kam der Moment, den ich nie vergessen werde. Herr Schabowski verkündete, dass die Grenzen offen seien. Ein Journalist fragte noch einmal nach, ab wann? Schabowski blätterte etwas verwirrt in seinen Unterlagen – und sagte schließlich: „Ab sofort.“ Ich war wie elektrisiert. Sofort rief ich in die Runde: „Habt ihr das eben gehört? Die Grenzen sind auf!“ Doch viele der Anwesenden glaubten mir nicht recht, sie waren skeptisch. Auch ich selbst war überwältigt und konnte es kaum fassen – und doch wusste ich, dass ich richtig gehört hatte.

Am nächsten Tag war das ganze Krankenhaus in Aufruhr. Alle Patienten, die irgendwie beweglich waren, machten sich auf den Weg zur polizeilichen Meldestelle in Blankenfelde. Es hieß, man brauche ein Visum oder eine Bescheinigung, um in den Westen zu rei-

sen. Ich fand es geradezu erstaunlich und auch amüsant, wie Menschen, die zuvor nur mühsam mit Gehhilfen unterwegs waren, plötzlich die Kraft fanden, diesen langen Weg zurückzulegen. Alle hatten nur ein Ziel: Westberlin.

Die Massen strömten über den alten Grenzpunkt Mahlow-Lichtenrade. Dort lagen sich wildfremde Menschen in den Armen, Tränen der Freude auf den Gesichtern. Niemand, weder im Osten noch im Westen, konnte begreifen, was da gerade geschehen war. Berlin war wieder eins. Deutschland war wieder eins.

Doch so überwältigend und schön dieser Moment war, bald überschlug sich alles. Die Euphorie und große Freude verwandelten sich nach und nach in ein schwieriges Erwachen. Neben all den Hoffnungen kamen auch Probleme. Uns wurde ein neues System übergestülpt – und das, was ich früher in der Schule über den Kapitalismus gelernt hatte, erlebte ich nun hautnah. Viele Betriebe wurden geschlossen, Menschen verloren ihre Arbeit. Plötzlich war ihnen ihre Lebensgrundlage genommen, und was blieb, waren Perspektivlosigkeit und nicht selten Verzweiflung.

Ich selbst arbeitete mein ganzes Berufsleben lang am Flughafen Schönefeld. Nach der Wende wählten mich die Kolleginnen und Kollegen zu ihrer Betriebsratsvorsitzenden. Es war eine aufregende, aber auch sehr anstrengende Zeit. Wir mussten uns mit neuen Gesetzen und Vorschriften vertraut machen – BGB, AGB und vieles mehr. Doch das Wichtigste war, dass wir für unsere Mitarbeiter da waren.

Auch der Flughafen blieb nicht verschont: Entlassungen standen an. Ich war bei Demonstrationen auf dem Alexanderplatz dabei, führte Gespräche mit der Treuhandanstalt, sogar mit Herrn Rohwedder persönlich. Wir konnten erreichen, dass es bessere Abfindungen gab, aber entlassen werden musste trotzdem. Ich stand als Arbeitnehmervertreterin vielen traurigen Schicksalen gegenüber. Familien verloren nicht nur ihre Arbeit, sondern manchmal auch ihre Häuser, weil auf einmal alte Grundstücksansprüche aus dem Westen geltend gemacht wurden.

So erlebte ich den Mauerfall und die Zeit danach mit all ihren Gegensätzen: der unglaublichen Freude über die Freiheit, dem Zusammenfinden von Ost und West, aber auch mit den Sorgen, Verlusten und Unsicherheiten, die das neue System für viele von uns brachte.

Heute, viele Jahre später, sehe ich den Mauerfall als Mahnung und als Geschenk zugleich.

Was ist mein Wunsch heute? Ich wünsche mir natürlich, dass wir alle - meine Kinder und Enkelkinder - in einer Welt des Friedens aufwachsen können. Dazu gehört, dass die Regierenden in erster Linie für ihr Volk da sind, so wie sie es in ihrem Eid geschworen haben. Ich wünsche mir, dass wir nie den Glauben und die Zuversicht verlieren.

Brigitte Ziemendorf



Ehemalige Sektorengrenze am Kirchhainer Damm

Am Abend des 9. November 1989 erfuhren wir in den Nachrichten von den unerwarteten Ereignissen an der Berliner Mauer. Trotz allem gingen wir am Freitag pflichtbewusst zur Arbeit. Am Samstag, dem **11. November 1989** waren wir jedoch auch neugierig. So radelte ich mit unseren Kindern (5, 13, 14) zum Müllübergang nach Mahlow. Meine Frau bewachte inzwischen den Schlaf unserer jüngsten Tochter (3). Am Müllübergang verwehrten uns allerdings die Grenzposten mit den Fahrrädern weiterzufahren. So mussten wir diese zurücklassen. Ein freundlicher Autofahrer nahm uns bis zur Bahnhofstraße nach Lichtenrade mit. Wir waren überwältigt von den fröhlichen Menschenmassen und die Kinder freuten sich über die vielen gut schmeckenden Süßigkeiten. Um wieder zu unseren Rädern an der Grenze zurückzukommen, mussten wir uns auf drei Autos verteilen, heute unvorstellbar, doch in der Euphorie war es kein Problem. *Martin Naumann*

Noch im **November 1989** wurde durch die BVG eine Buslinie zwischen Lichtenrade, Glasow, Blankenfelde und Mahlow eingerichtet. Bis dahin verkehrte zwischen Blankenfelde und Mahlow der „Blaue Bock“- ein kurzer Diesellok, der seine Fahrten am **16.9.1991** einstellte. Die Wiedereröffnung der S-Bahn-Linie nach Lichtenrade, auf die alle warteten, erfolgte am **31.8.1992**. Alle Dahlewitzer und Rangsdorfer warten noch immer auf einen direkten Bahnanschluss - wie sie ihn vor 1961 hatten.

Am berühmten Brandenburger Tor gab es am **12.12.1989** noch keinen Durchgang zwischen dem Berliner Ost- und Westteil. Auf Seiten Westberlins wurde für eine Öffnung demonstriert. Die Demonstranten bestiegen die dort nur 2,40 m hohe Mauer. Erst am **22.12.1989** wurden an dieser Stelle zwei schmale Durchgänge für Fußgänger geschaffen. Bei der ersten gemeinsamen Silvesterfeier am Brandenburger Tor erkletterten Feierwütige die Quadriga. Das führte zu Schäden am historischen Bauwerk.

Berliner sind seit eh und je wortfindungsreich. So schufen sie 1989 den Begriff „Mauer-spechte“ für Leute, die mit Hammer und Meißel kleine Erinnerungsstückchen aus der verhassten Berliner Mauer schlugen. Raffinierte Verkäufer boten den Touristen im Zentrum Mauerstückchen für stolze 10 DM an.

Die jahrelang einstudierte DDR-Disziplin ging so weit, dass am Potsdamer Platz noch am **24. Dezember 1989** die in die Mauer gehackten Löcher mit großen Blechplatten zuge-schraubt wurden.

Dass noch im **Februar 1990** die Mahlower Grenze bei Waldblick vom Grenzturm aus bewacht wurde und Auto-Patrouillen stattfanden, stellte ein unweit wohnender Westberliner fest. Erst etwas später war dieser Turm und der in der Nachtbucht nicht mehr besetzt. Für jeden, der die Grenzöffnung erlebte, bleiben bestimmte Eindrücke fest eingebrannt. So stellte ein Lichtenrader fest: „Durch die Maueröffnung lebe ich nun nicht mehr an der Grenze!“

In der Lichtenrader Nachtbucht kam es beim Demontieren der Mauer zu einem tragi-schen Unfall. Ein Jugendlicher wurde von einem herabfallenden Mauerstück erschlagen.



Kontrollturm bei Lichtenrade

Im **Winter 1989/90** musste ich in Berlin-Neukölln Flugtickets zu einer internationalen Tagung besorgen. Es war es regnerisch, kalt und windig. Auf meinem Weg zum Reisebüro traf ich an verschiedenen Stellen auf Bettler. Das war für mich ein ungewohntes und erschreckendes Bild, das ich aus Ostberlin nicht kannte. An einer Straßenecke saß eine jüngere Frau mit einem Säugling im Arm. Vor den beiden stand ein Becher mit den erbettelten Münzen. Entsetzt erzählte ich abends meiner Familie, was ich gesehen hatte. Ich konnte mich nicht in die Lage dieser Frau versetzen. Selbst wenn ich für Billiglohn Toiletten hätte säubern müssen, nie hätte ich mein Kind im Winter dem Betteln auf der Straße ausgesetzt. Dass diese Frau vielleicht nicht freiwillig dort saß, konnte ich mir damals nicht vorstellen.

„Als ich das erste Mal nach drüben fuhr und die vielen „Kiffer“ sah, hab ich so geweint“, berichtete eine Frau.

Zum Kapitel „Auto“ passen die folgenden Geschichten. Im **Sommer 1990** war noch alles im Umbruch und dabei sich irgendwie anzupassen. Ich wohnte im damaligen DDR-Bezirk Magdeburg, hatte meine Ausbildung gerade beendet und sollte am 1. September meinen Dienst in Blankenfelde beginnen. Die Entfernung zwischen beiden Orten würde

ohne Fahrerlaubnis anstrengend werden. Außerdem benötigte ich die Papiere auch für meine neue Arbeit. Ich hoffte, dass es nach der Wiedervereinigung mit der Fahrerlaubnis nicht mehr so lange dauern würde, wie zu DDR- Zeiten. Im Juni sprach ich bei dem sich neu orientierenden Kraftverkehr in Stendal vor. Bis zum Dienstbeginn wollte ich die Fahrerlaubnis haben. Es wurde vereinbart, dass ich mir die Theorie weitestgehend im Selbststudium aneigne. Zu bestimmten Terminen musste ich vor Ort sein, um die Prüfung machen zu können. Mit der Fahrpraxis wurde sofort begonnen. Nach bestandener Theorie und 12 Fahrstunden absolvierte ich erfolgreich die praktische Prüfung. Als stolzer Besitzer dieser „Instant Fahrerlaubnis“ erschien ich zum 1. September 1990 im Trabant mit meinem kleinen Hausstand in Blankenfelde. Solche Verfahrensweise lässt wohl heutzutage manchen Jugendlichen vor Neid erblassen.

Thomas

Er war ein anspruchsvoller Autobesitzer. Schon allein wegen seiner Körpergröße hatte er sich nie zusammengefaltet in einen Trabbi gequetscht. Er fuhr zu DDR-Zeiten Wartburg, Skoda, Lada und bekam Mitte der 80-er Jahre durch seinen Betrieb den Zugang zu einem eigenen Golf. Mit der Wende überfluteten raffiniert freche Händler die autogierigen DDR-Bürger, die möglichst schnell ein Westauto erwerben wollten. So auch er. Zum Angebot stand ein ehemaliger Polizeiwagen mit zerschlissenen Sitzen, fehlender Rückbank, fehlender Verkleidung an mehreren Türen, einem defekten Schloss an der Fahrtür (die Tür wurde mit Draht festgehalten), einem völlig desolaten Kofferraum Die Mängel würden schnellstens beseitigt, Fehlendes nachgeliefert, versprochen die Verkäufer. Er schien das zu glauben, war nahe daran einzuwilligen bis sie auf der Bildfläche erschien. „Wenn du für diesen offensichtlichen Betrug Geld aus gibst, sind wir geschiedene Leute!“ Das reichte!

Nach der Grenzöffnung wurden zwar in vielen Städten und Gemeinden „runde Tische“ eingerichtet, an denen sich bis zur Wahl **1990** verantwortungsbewusste Menschen trafen, um das Schicksal der aufgelösten DDR bis zu einer Wahl zielvoll in die Hand zu nehmen. Leider wurde diese sinnvolle Zusammenarbeit viel zu schnell von der aktuellen Politikrichtung überrollt. Leider war neben der Freiheit die Gier der „Masse“ nach Westgeld, Westbananen, Westklamotten und Westautos so überwältigend, dass erst

nach einer bestimmten Zeit bemerkt wurde, welche „Lebensschätze“ aus den DDR-Jahren man protestlos aufgegeben, ja unwiederbringlich verloren hatte.

Dass unzählige Menschen ihre Arbeit verloren, ist bekannt. Aber was sich **1990** noch in den Betrieben abspielte, wird keiner glauben, der es nicht miterlebte. Die DDR-Betriebe waren ja nicht nur Arbeitgeber, sondern standen mit sozialen Funktionen an der Seite ihrer Beschäftigten. So gab es bei uns eine prall mit Belletristik, Kinderbüchern, Bildbänden und Fachbüchern gefüllte Betriebsbibliothek. Sie musste aufgelöst werden!? Als wir mitbekamen, dass der Bestand überwiegend in Papiercontainer geworfen wurde, füllten wir mehrmals unseren PKW, um zu retten, was zu retten war. Wir brachten alles an eine Schule, die sich freute, auf diesem Wege ihren Buchbestand erweitern zu können. Viel anders als die Bücherverbrennung von 1933 war diese Vorgehensweise wohl auch nicht. Alle DDR-Produkte verloren von heute auf morgen ihren Wert. Lager wurden als nicht haltbar betrachtet. Abfallcontainer füllten sich mit elektronischen Bauteilen, selbst unbenutzt, noch in der Verkaufsverpackung. Lagerbestände aus der Chemie - die für die Experimental-Labore Schätze waren, auf die man im Notfall zurückgreifen konnte - wurden fast wahllos zusammengekippt und als Sondermüll deklariert. Mit etwas Fachwissen wunderten wir uns darüber, dass solche Sammelanlagen nicht gleich vor Ort in die Luft flogen.

Unsere russische Freundin Leonora besuchte uns mit ihrem Sohn im **Sommer 1990**. Unter dem noch heute genutzten Motto: „Alles raus“ kaufte sie viele DDR-Produkte zu Schleuderpreisen ein und sagte immer wieder zu uns: „Ihr lebt ja im Paradies.“ Irgendwann war die Paradieszeit vorbei.

Aus der Schule geplaudert! Unser Sohn löste schon als Grundschüler Matheaufgaben einer Schülerzeitung, später kamen physikalische Aufgaben dazu. Nach der 8. Klasse bestand er die Aufnahmeprüfung an einer Spezialschule für Mathematik und Naturwissenschaften, die anders als die Oberschulen (2 Jahre) in 4 Jahren zum Abitur führte. Kleine Klassen, super Lehrer, die trotz der riesigen Fluchtbewegungen nach Tschechien und Ungarn an der Schule geblieben waren. Zu Schulbeginn **1989** erhielt er kostenlos alle DDR-Schulbücher der Klassenstufen 9-12! Jeder interessierte Schüler konnte so in den weiter-

führenden Büchern nachschlagen. Das war die beste Vorbereitung für ein erfolgreiches Studium.

Kollegen in Berlin hatten gleichaltrige Kinder. Dort wurden die DDR-Bücher mit der Wende schnell aus der Nutzung genommen. Es herrschte ein Zettel- und Kopie-Chaos. Zudem waren diese Schulen mit Lehrkräften stark unterbesetzt, es kam zu Unterrichtsausfällen.

Unsere Tochter wurde **1990** eingeschult. Ich war verblüfft, als sie mit einem Aufnahmeantrag in die Pionierorganisation nach Hause kam. Eine Abfrage erfolgte nicht mehr. Nun fielen auch die wöchentlichen sogenannten „Pioniernachmittag“ weg. Ich versuchte mir diesen Nachmittag dienstfrei zu halten und sorgte zusammen mit der Hortnerin für ein abwechslungsreiches Kinderprogramm von ca. 2 Stunden. Die Kinder waren gern dabei. Wir hörten ihnen zu, bastelten gemeinsam, lasen vor, zeigten Dias, machten kleine Ausflüge.

Der Arztmangel hatte **1989** in der DDR seinen Höhepunkt erreicht. Ein Hiergebliebener, der uns helfen wollte (unser Sohn quälte sich seit Wochen mit vereiterten Zehennägeln), schrieb uns eine Überweisung zur Charité. Dort wurde gesagt: „Wir haben nicht mal Arztkapazitäten, um die wichtigsten Krebsoperationen durchzuführen!“

Diese Geschichte ist eine von unendlich vielen, ähnlichen Fällen.

Durch einen Ringtausch zogen wir mit zwei Kindern 1975 aus einer Berliner Eineinhalb-Zimmer-Wohnung in eine Doppelhaushälfte nach Blankenfelde.

Am Haus war seit 1936 nichts Wesentliches gemacht worden. Der Garten mit etlichen Müllgruben war ein Unkrautacker. Um ein erträgliches Wohnniveau zu schaffen, waren wir jahrelang beschäftigt. Im ersten Winter war klar, dass eine Zentralheizung nötig wurde. In den oberen Stuben glitzerten Eiskristalle an den Außenwänden, auch der Umluftofen der unteren Etage schaffte nicht genug Wärme. Danach wurde das Dach umgedeckt, der Schornstein saniert, ein Kellerausgang geschaffen, eine Garage gebaut, neuer Zaun gesetzt, etliche Büchsen Farbe verstrichen. Ohne unseren jahrelangen Fleiß wäre unser Haus wohl eins der Schäbigsten in der Siedlung gewesen. All das finanzierten wir selbst, obwohl wir Miete zahlten.

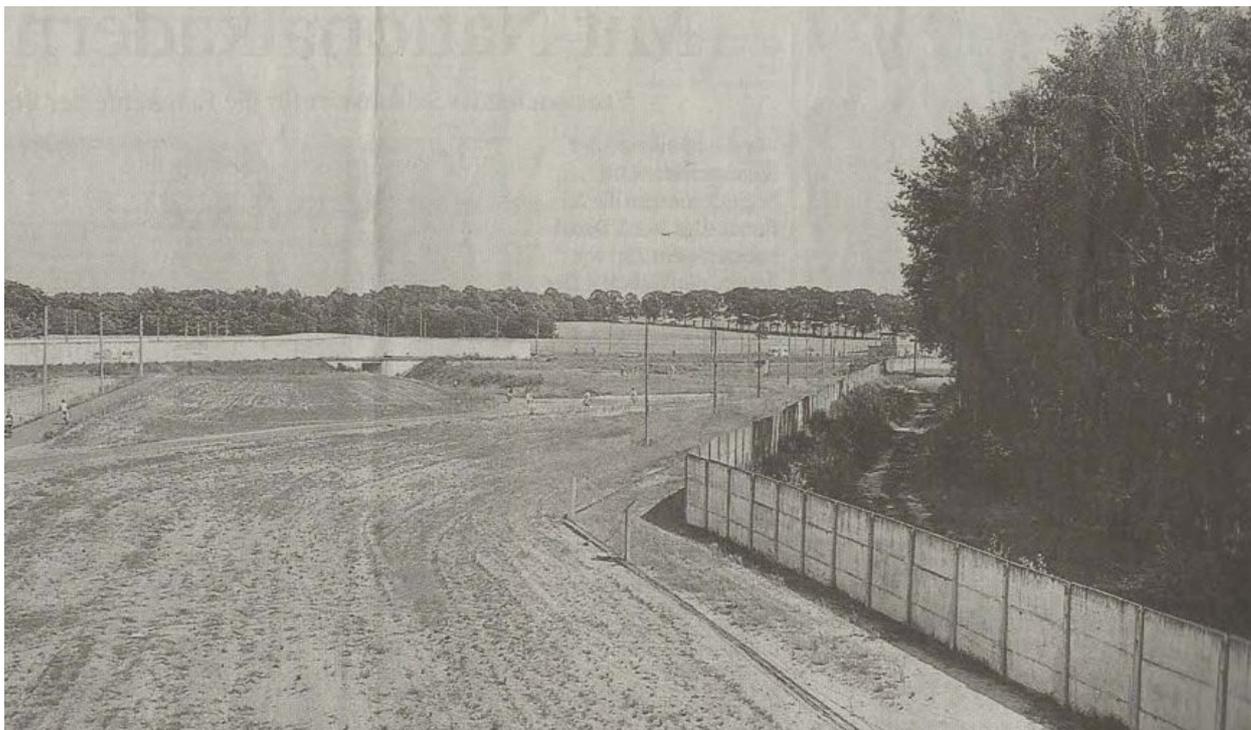
Alle bauliche Veränderungen musste durch die KWV (Kommunale Wohnungsverwaltung) genehmigt werden. Uns wurde mitgeteilt, dass wir ein §96-Grundstück bewohnen. Solche Grundstücke wurde nicht durch Republikflucht der Eigentümer aufgegeben, sondern rechtmäßig an Westdeutsche Bürger vererbt. Nachfragen bei der KWV ergaben, dass diese Erben unbekannt seien. Unser erster Kaufantrag wurde 1982 wegen „ungeklärter Besitzverhältnisse“ abgelehnt.

Die Kosten solcher Häuser lagen damals bei ca. 13.000 DDR-Mark. Einen zweiten Anlauf starteten wir während des Modrow-Gesetzes, das es bis zum Juni 1990 möglich machte, überschuldete Einfamilienhäuser mitsamt ihren Grundstücken nach den damals geltenden Preisbestimmungen der DDR zu kaufen. Wir blieben erneut erfolglos.

Dafür erschienen **1990** die „Westerben“. Sie beklagten, dass wir nie Kontakt zu ihnen gesucht hätten. Ihre Anschrift wäre all die Jahre bei der KWV hinterlegt gewesen. Das würde für sie ausdrücken, dass wir wohl kaum an dieser Immobilie interessiert wären. Abgesehen davon hätten wir sowieso keinen Anspruch auf irgendwelche Wohnrechte. Vom Amt für offene Vermögensfragen (BRD) wurde uns schriftlich mitgeteilt: „In der DDR existierten keine §96-Grundstücke als Rechtsform!“ Fassungslos beauftragten wir einen Schätzer und ließen feststellen, welchen Eigenanteil an diesem Haus wir in all den Jahren geschaffen hatte. Die Antwort der Westerben war: „Ihr angeblicher finanzieller Anteil an diesem Grundstück ist ein sozialistisches Hirngespinnst!“

Die Querelen liefen weiter, bis uns (1 Schulkind, 1 Student, zum Glück nur ein Elternteil arbeitslos) 1995 ein Kaufangebot von 350.000 DM ins Haus flatterte. Wir waren platt, zwangen uns ruhig zu bleiben, abzuwarten. Ein Ende der Geschichte gab es durch den Tod der mit 50% eingesetzten Haupterbin. Das neue Kaufangebot 120.000 Euro hielt der Makler (Freund der Erbenfamilie!) unter den damaligen Immobilienbedingungen (u.a. Ausbau des Flughafens) für stark überteuert. Er verhandelte mit beiden Seiten. So entstand für uns eine Möglichkeiten, in die wir einwilligen konnten, und wir wurden 2003 nach 28 Jahren mit den entsprechenden Finanzen, mit viel Kraft- und Nervenverschleiß Eigentümer dieser Immobilie.

Geschichten zur Grenze bei Lichtenrade/Mahlow



Mauerstreifen an der B96

„Hier stand früher Wald, den machte die Mauer kalt.

Die Mauer musste weichen. Jetzt pflanzen wir Eichen“.

Dieses Plakat stand im Mai 1989 an der Arcostraße zwischen Mahlow und Lichtenrade, wo die Wiederaufforstung des ehemaligen Grenzstreifens durch die Zusammenarbeit der Bürgerinitiative „Rettet die Marienfelder Feldmark“ mit der Umweltinitiative „Teltower Platte“ begann. Dadurch sollte verhindert werden, dass das Niemandsland für Bebauung bzw. Gewerbeerweiterungen genutzt wurde. Ziel war es, die geteilten Waldgebiete durch Neupflanzung zu vereinigen und die gesamte Fläche als Waldgebiet zu widmen.

Für die Bepflanzung des Waldstreifens besorgte die Oberförsterei Ludwigsfelde Baumsetzlinge aus der ganzen DDR. Insgesamt wurden 215.000 Bäume gepflanzt. Außerdem wurden für diese Aktion 35.000 DM gesammelt. Für 150 DM konnten Privatleute einen größeren Baum erwerben und pflanzen. Diese Möglichkeit wurde von 230 Personen genutzt. Als Dank erhielten diese Bäume Schilder mit den Spendernamen. Ich pflanzte damals eine Rotbuche, die inzwischen weit über 20 m Höhe erreicht hat.

Von dem Spenderschild sind nach 35 Jahren nur noch wenige Namensbuchstaben vorhanden.

So ist aus dem einst kahlen, teils umgepflügten Grenzweg ein gut befahrbarer Mauerweg geworden, gesäumt von dichtem Wald, von oben beschattet für die vielen Wanderer und Radfahrer. Er reicht von Großziethen bis nach Marienfelde. *Ha-Jo*



Kolonnenweg Lichtenrade 1989



Berliner Mauerweg Lichtenrade 2025

Am **6. April 1990** wurde zwischen Mahlow-Waldblick und Lichtenrade (Arcostraße / Beethovenstraße) der Grenzübergang für Fußgänger und Radfahrer geöffnet. Für diesen Anlass hatte die „Grüne Liga“ zu einer Pflanzaktion aufgerufen.

Den symbolischen Start vollzog der Aktionskünstler und Baumpate Ben Wargin, indem er einen Gingko-Baum pflanzte. Anwesend waren der Bezirksbürgermeister von Tempelhof Sigmund Jaroch und Manfred Claus als Bürgermeister von Mahlow.

Interessierte Hobbygärtner aus Lichtenrade und Mahlow brachten Blumen und Sträucher aus ihren Gärten zum Einpflanzen. Ein Landwirt unterstützte die Aktion mit einem Wasserfass, so dass das Gepflanzte gleich angegossen werden konnte. Das war der offizielle Auftakt zur Wiederaufforstung des Grenzstreifens. *Ha-Jo*



Grenzbepflanzung bei Lichtenrade

Es dauerte seine Zeit, bis wirklich alle Straßen, die vor dem Mauerbau nutzbar waren, wieder geöffnet wurden. So war der Übergang an der B101 noch bis Juni 1990 geschlossen. An beiden Seiten, also von Marienfelde und dem angrenzenden Heinersdorf, wurde zu einer Demonstration am **30. Juni 1990** aufgerufen. Der Aufruf war auch mit meinem Namen unterzeichnet.

Einige Tage vorher klingelte ein Polizist an meiner Wohnung in Blankenfelde und fragte mich, ob ich für diese Demo polizeilichen Schutz benötige. Ich war völlig von Socken, dass mir ein Ost-Polizist seine Hilfe bei der Maueröffnung anbot. Dankend lehnte ich ab. Unsere Veranstaltung war an diesem Sonnabend gut besucht und stand trotz meiner Ablehnung unter „wohlbehütetem“ Polizeischutz. Auf langen, an die Mauer gelehnten Leitern, begegneten sich die zuständigen Ost- und West-Bürgermeister und stießen da oben mit Sekt an. Im unteren Bereich waren mehrere Männer dabei den Metallzaun mit Schraubenschlüsseln zu öffnen. Alle freuten sich darüber, dass ein weiterer Durchgang von Ost nach West und umgekehrt entstanden war. *Ha-Jo*

Fotos aus der Luft vom Grenzstreifen zwischen Lichtenrader Wäldchen und Fuchsberg (östlich der B96) zeigten stets eine dunkel gefärbte Erdstelle. Auf alten Karten war dort der Ziethener Schafpfuhl oder auch Herthateich eingezeichnet. Der Name stammte von einem Kahn mit dem Namen „Hertha“, der in den zwanziger Jahren dort ankerte. Ein Foto auf alten Postkarten war der Beweis. Im Zuge des Mauerbaus wurden die Bäume gefällt und der Teich zugeschoben. Mit der Renaturierung begann man nach 1989 mit viel Aufwand. Der Prozess wurde von einer Berliner Universität begleitet, die die

Entwicklung zu einem Biotop mit reicher Artenvielfalt verfolgen wollte. Inzwischen haben sich Teich (zu seinem Glück umzäunt) und Umgebung gut entwickelt.

Ähnliches Glück hatte der Mahlower Hasenholzpfuhl (auch bekannt als Drei-Weiden-Teich) am Roten Dudel. Wie der Herthateich musste er zuerst von Metall, Betonteilen, Folie, Glas, Phosphorkanistern aus dem Krieg und viel anderem Unrat befreit werden. Im **Oktober 1992** befüllte ihn die Lichtenrader Jugendfeuerwehr über lange Schlauchleitungen mit Wasser aus dem Berliner Leitungsnetz. Inzwischen hat sich der Hasenholzpfuhl mit Regenwasser gefüllt. *Ha-Jo*

Mauerfall-Gedenken *(Quelle: Wikipedia)*



Am **9. November 1999** erinnerten die Wegbereiter der deutschen Einheit – der ehemalige US-Präsident George H. W. Bush, der ehemalige Präsident der Sowjetunion Michail Gorbatschow und Bundeskanzler a. D. Dr. Helmut Kohl in einer Feierstunde des Deutschen Bundestages aus Anlass des **zehnten Jahrestages** gemeinsam an die Ereignisse, die den Fall der Mauer bewirkt hatten und endgültig einen Prozess in Gang setzten, der zur deutschen Einheit führte. Altkanzler Kohl mahnte: „Das Geschenk der Einheit verpflichtet Deutschland, die europäische Integration voranzutreiben“.

2004 zum 15. Jahrestag: Während die Mauer mit deutscher Gründlichkeit aus der Stadt entfernt wurde, erfreuten sich Mauerteile großer Beliebtheit und Nachfrage in aller Welt. Vor allem in den ersten Jahren nach dem Mauerfall wurden Denkmäler aus Mauerteilen in über 40 Ländern der Welt errichtet. Mittlerweile gibt es weltweit über 200 Denkmäler, in denen mehrere Hundert Mauerteile verwendet wurden.

Das 2004 eröffnete National Underground Railroad Freedom Center in der Innenstadt von Cincinnati widmet sich der Geschichte der Sklaverei in den USA. Das „Museum des Gewissens“ richtet seinen Blick auch auf viele andere Freiheitskämpfe in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Deshalb steht seit 2010 ein Stück Berliner Mauer vor dem Museum - ein Geschenk der Stadt Berlin.

2009 zum 20. Jahrestag wurde das Mauerdenkmal von Kerstin Becker an der B96 eingeweiht, das an den Fall der Berliner Mauer erinnert. Es steht an der Stelle des ehemaligen Grenzkontrollpunkts Kirchhainer Damm, der nur von Müllfahrzeugen der Berliner Stadtreinigungsbetriebe für Transporte zur Deponie Schöneiche passiert werden konnte.



Im Berliner Zentrum kamen zu diesem Jubiläum Staatsgäste und Zeitzeugen aus aller Welt zusammen. Mit fast 1000 bemalten Styroporblöcken wurde entlang der ehemaligen Trennlinie eine symbolische Mauer aufgestellt. Um 20 Uhr stieß der polnische Friedensnobelpreisträger Lech Walesa am Reichstag den ersten Stein um und riss damit die Domino-Mauer ein.

9. November 2014: Als an der Gedenkstätte in der Bernauer Straße das Gedenken an den **25. Jahrestags** des Mauerfalls beginnen sollte, zogen graue Wolken auf, die Sonne verschwand und ein eisiger Wind wehte. Novemberwetter, wie man es in Deutschland kennt, das aber bis dahin in Berlin ausgeblieben war. Solches Wetter war wohl dem Anlass angemessen. Die Gedenkstätte ist in diesem Teil ein graues Stück Beton und Schotter mit einem Rest der gräulichen Mauer. Bürgerrechtler, ehemalige Fluchthelfer, die Kanzlerin und andere Politiker, aber auch Schüler und Gäste aus aller Welt kamen zur zentralen Veranstaltung.

Zu diesem 25. Jubiläum wurde eine „Lichtgrenze“ entlang des ehemaligen innerstädtischen Mauerverlaufs illuminiert. Der Grenzverlauf wurde mit 8000 gasgefüllten weißen Luftballons „nachgezeichnet“. Barbara Matthis war dabei. Sie hatte sich mit einer Gruppe beworben, die den Abend nahe dem Kanzleramt am Berliner Spreeufer gestalten sollte. Dort waren Menschen aus vielen Nationen versammelt. Das von der Gruppe angestimmte „Dona nobis pacem“ (Gib uns Frieden) wurde zum großen Chor.

Auf ein gegebenes Signal hin löste sich die symbolische Mauer aus weißen Ballons von ihren Ständern und schwebte friedlich in den Himmel. Dieses Erlebnis wird Barbara nie vergessen.

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hielt am **9. November 2019** bei den Feierlichkeiten zu **30 Jahren** „Friedlicher Revolution und Mauerfall“ eine Ansprache am Brandenburger Tor in Berlin: „Die Berliner Mauer, die hatte Ulbricht gebaut. Die hat ein Unrechtsregime errichtet. Aber die neuen Mauern in unserem Land, die haben wir selbst gebaut. Und nur wir selber können sie einreißen. Also schauen wir nicht zu, klagen wir nicht darüber: Reißen wir diese Mauern endlich ein!“



9. November 2014

Der „Eiserne Vorhang“ fällt auch in der Ferne

Es war der 23. August 1939, als die beiden verfeindeten Großmächte Deutschland und Sowjetunion einen Nicht-Angriffspakt schlossen. Sie teilten Mittel- und Osteuropa unter sich auf und besiegelten damit das Ende der Freiheit für Letten, Litauer und Esten. Erlaubt war ab jetzt nur, was für die Sowjetunion galt.

Lydia aus **Kretinga in Litauen** erinnert sich daran, dass ihr Vater sie noch zu Sowjetzeiten fragte, ob sie denn die Nationalhymne könne. Klar, konnte sie die eine Hymne, die sie schon als Kind gelernt hatte, und sagte dem Vater alle Strophen auf. „Kind, nicht diese Hymne. Kennst du nicht die richtige, die litauische Nationalhymne?“ Woher sollte Lydia die alte litauische Nationalhymne kennen. Die durfte schon lange nicht mehr gesungen werden. Der Vater brachte seiner Tochter die Hymne bei und das war gut so, denn auch die baltischen Staaten gingen schon bald eigene und neue Wege - jedes Land mit seiner eigenen Nationalhymne.



Fahne Litauens (gelb, grün rot), Fahne Estlands (blau, schwarz, weiß)

Ende der 1980-er Jahre begann der gewaltlose Kampf um die Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit in den baltischen Ländern. Er gipfelte am 23. August 1989 in einer Demonstration, bei der zwei Millionen Menschen in den drei Baltischen Ländern gemeinsam die alten verbotenen Volkslieder für ihre staatliche Unabhängigkeit sangen. An diese "Singende Revolution" wird in jedem Jahr mit leuchtenden Strandfeuern entlang der Ostseeküste erinnert.

Am 11. März 1990 verkündete Parlamentspräsident Vytautas Landsbergis im Obersten Rat Litauens unter Applaus die Wiedereinsetzung der Vorkriegsverfassung: „124 sind dafür, dagegen niemand, und sechs haben sich der Stimme enthalten. Das Gesetz ist verabschiedet. Ich gratuliere dem Obersten Rat. Ich gratuliere Litauen.“ Damit hatte sich Litauen als erste Unionsrepublik der Sowjetunion zu einem unabhängigen Staat erklärt. Aber dann kam der 13. Januar 1991, der in den Geschichtsbüchern als „Blutsonntag von Vilnius“ beschrieben wird. Sowjetische Spezialkräfte versuchten sich in der litauischen Hauptstadt zurück an die Macht zu putschen, besetzten das Parlament, Radiostation und Fernsehturm. Mit nur 20 Gewehren aber großen Menschenmengen stellten sich die Litauer den Sowjets entgegen. Mit soviel Gegenwehr hatten die Sowjets nicht gerechnet. Die Litauer gewannen, aber die Kämpfe führten zu Toten und zahlreichen Verletzten. Sie

waren letzten Endes der Beginn eines Weges, der zur Unabhängigkeit aller drei Baltischen Staaten führte. Die Unabhängigkeit Litauens von der Sowjetunion wurde im Februar 1991 durch eine Volksabstimmung fixiert.

Das berichtet Waida, die um das Jahr 1991 an der medizinischen Fakultät in **Kaunas (Litauen)** Medizin studierte und heute als Ärztin in Klaipeda arbeitet. Sie und ihre Mitstudentinnen und -studenten zogen damals auch in Kaunas los, um die Radiostation zu beschützen.

Die Menschen der Sowjetrepubliken trugen ihren Nationalstolz in den Rest der Welt. So erzählt Waida noch eine Begebenheit aus ihrer Studentenzeit. Sie reiste mit anderen Studenten in den Kaukasus, um dort Ferien zu machen. Mit dabei war die Litauische Fahne. Sie schmückte das Zelt oder war an den Rucksäcken aufgenäht. Die gelb-grün-roten Streifen waren im fernen Kaukasus etwas Unbekanntes, Fremdes, aber sie eröffneten den jungen Litauern an manchen Stellen das Gespräch mit den Einheimischen.

Nachwort

Noch einige Gedanken derer, die am Projekt mitgearbeitet haben, denn Vieles, was außerdem interessant gewesen wäre, berichtet zu werden, fehlt.

Wir denken da an die 50-er Jahre bis zur Errichtung der Mauer. Was wurde da unerlaubterweise an Eiern, Fleisch, Gemüse aus dem Osten nach Westberlin verschoben?

Wie schwer war der Neustart derer aus der DDR, die „rüber machten“ oder „abhauten“, wie es vor 1961 hieß“? Für die DDR-Presse waren das die „Republikflüchtigen“.

Wie erging es den Bauern, die ihre Scholle durch die Kollektivierung im Stich ließen?

Alle „Abgehauenen“ waren zuerst in Aufnahmelagern Westberlins und der BRD untergebracht.

Wer erinnert sich noch an den „Tränenpalast“ am Bahnhof Friedrichstraße?

Wieviel verschiedene Wege gab es für die Menschen, die in der DDR einen Ausreiseantrag gestellt hatten?

Wie konnten die Familien das Leben in der DDR weiter ertragen, deren Angehörige an der Grenze oder durch den Schießbefehl den Tod fanden?

Wie fühlten sich die Tausende Ausreisewilligen, die 1989 die Botschaften in Prag und Budapest fluteten? Stehen all diese Menschen noch heute zu ihren damaligen Entscheidungen?

Was empfinden ehemalige „Westdeutsche“, wenn sie von den teilweise sehr negativen Erfahrungen der Menschen in der ehemaligen DDR in der Nachwendezeit mit den „Westlern“ lesen?

Fragen über Fragen zu eventuellen Geschichten, die wir in unserer laufenden Projektzeit nicht erfuhren, die aber - da sind wir uns sicher - in den Köpfen dieser Menschen fixiert sind und beim Lesen der Texte wachgerüttelt werden können.

Dieses Projekt entstand in der Seniorenarbeit. Die Zeitzeugen der langen Friedensperiode kamen zusammen, sprachen über ihre Lebenszeit, erinnerten sich gemeinsam und machten dadurch hoffentlich möglich, auf Fragen der jüngeren Generationen antworten zu können.

Danksagung

Großer Dank an alle Erzähler und Briefschreiber, die für den bunt gemixten Inhalt über so viele Jahrzehnte sorgten. Viele Gesprächsschnipsel sind Notizen aus Unterhaltungen in unterschiedlichstem Rahmen. Daher steht nicht überall ein Verfasser. Sie finden sich sicher in Ihren Geschichten wieder.

Dank an Barbara Matthies für ihre Mitarbeit und ihr Vorwort.

Dank an Ulla Kückler fürs Korrekturlesen.

Dank an Dirk Möller, der unsere Seniorenzusammenkünfte in Lichtenrade moderierte.

Dank an Thomas Hartmann, der alle Projektfäden in den Händen hielt. Er ermöglichte die Veröffentlichung der „gesammelten Werke“ auch in technischer Hinsicht, indem er zusammen mit fleißigen Helfern das Drucken und Binden übernahm.

Dank an Freia Moldenhauer, die mit „etwas“ Zeit und viel Begeisterung das Material bearbeitete und aus manch stichpunktartigem Notizzettelinhalt eine druckbare Geschichte formte.

Für uns alle, die an dieser Arbeit beteiligt waren, war es eine ineinandergreifende, zielorientierte Zusammenarbeit, bei der jeder mit dem zum Gelingen beitrug, was er gut konnte.

Die zusammengetragenen Hintergrundinformationen sollen für Leserin und Leser wesentlich dazu beigetragen, dass Sie alle - so wie wir bei unseren Seniorentreffen - mit Hilfe dieser kleinen Schriftensammlung in den Familien, im Freundeskreis oder in Ihren Gruppen über die Vergangenheit ins Gespräch kommen.

Wir danken allen Leserinnen und Lesern fürs Durchhalten beim Stöbern in unserer kleinen Schatztruhe der Erinnerung. Sie haben sich Zeit genommen für die Geschichten, haben etwas gegen das Vergessen getan und Geschichte wieder lebendig gemacht.

Danke, danke danke!

B. Matthies, D. Möller, F. Moldenhauer, Th. Hartmann; September 2025

Platz für eigene Gedanken

Wenn Sie möchten, können Sie Ihre Gedanken gerne mit uns teilen.

 thomas.hartmann@gemeinsam.ekbo.de

